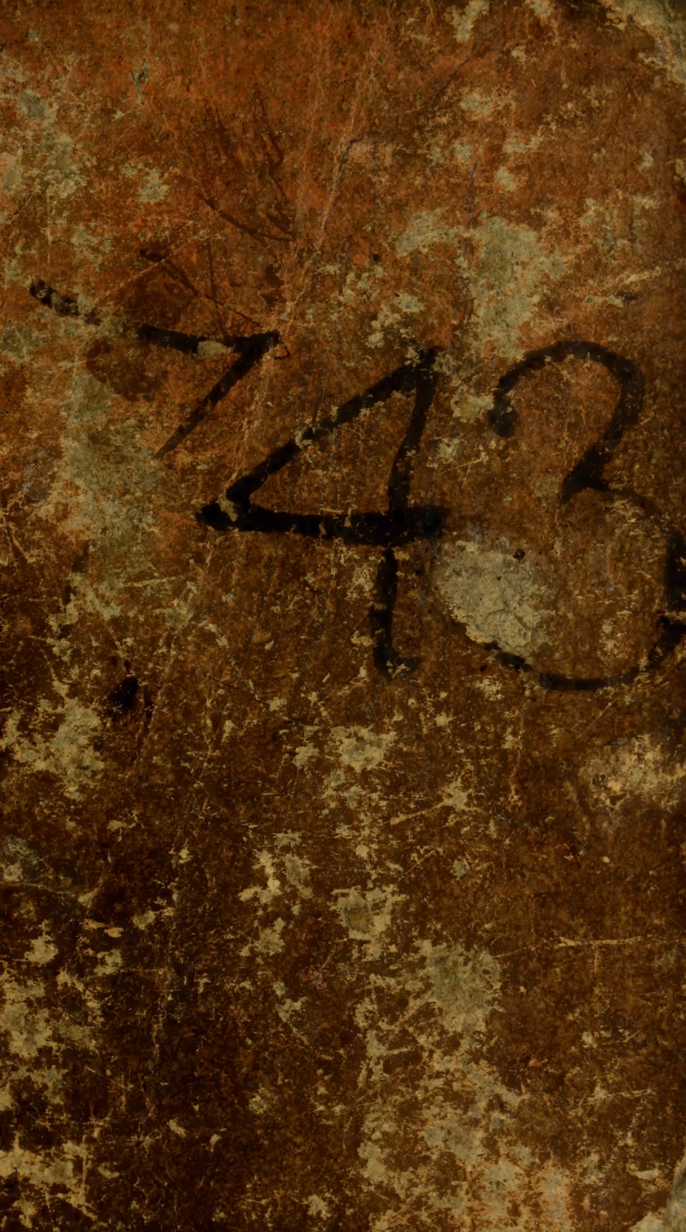

743

By Fr. Aug. Schulze
(Fr. Laurin)

Rudolf

von der Linden

Freiberg
in der Crazischen Buchhandlung
1802.

Rudolf von der Linden.

Freyberg,
in der Crazischen Buchhandlung.
1802.

Erstes Kapitel.

Düster saß Rudolf von der Linden vor seiner Staffelei. Er konnte die Formen nicht wiederfinden, welche sein reiner Sinn der heiligen Jungfrau zugedacht hatte; und was er ja noch fand, wurde von der diesmal so ungelehrigen Hand zerdrückt.

„Woher diese Lähmung aller Kräfte, rief er, diese trostlose Leerheit? Gestern alles so wirksam, und lebendig und schöpferisch in mir, und heute! — “

Er warf den Pinsel weg, und seufzte daß er den schönen Moment nicht ergriffen hätte.

Der Frühling schlug mit seinen hellen Blättern sanft an das Gartenfenster neben welchem er saß. Rudolf wurde es inne, und blickte hinauf in das umfassende Auge des liebenden Jünglings. Komm in meinen belebenden Morgen heraus! schien er zärtlich ihm zuzuflüstern, und der Maler rief nach seinem Pferde.

„Wohin schon so früh?" fragte die Stiefmutter, die ihn aufsteigen sah.

„Erst, gute Mutter, sprechen Sie erst. — Nur zu lange bin ich todt gewesen. Ich hätte mir schon längst

das Leben wieder holen sollen, das meiner Brust ausgegangen war.“.

Die Mutter schüttelte den Kopf, denn wieder einmal verstand sie seine Worte durchaus nicht. Dann sagte sie: „Nur mit Vorsicht, das bitte ich Dich. Du weißt, wie unsicher der Krieg die Gegend gemacht hat.“ Rudolf küßte ihr dankbar die Hand und ritt aus der Thüre.

Aus der ganzen neugefärbten Erde und frisch besaiteten Luft, blickte und sprach ihn der Frühling an, und doch mußte Rudolf das Vorurtheil, als verschwende er seine Zeit, erst einigemal ernstlich zurückweisen, ehe er zu dem völligen Genuße kommen konnte, welcher sich ihm darbot. Das schon?

seiner Mutter, und der Accent darauf, hatten ihm eine Aengstlichkeit zugezogen, zu deren Vertreibung er sich die Verschiedenheit des Künstlers und Poeten vom irdischen Geschäftsmanne klar auseinander setzen mußte. „Nein, nein, nein! rief er dann, sie begreifen es nicht, die Weltmenschen, und werden es nie begreifen! Sie meinen, die Kunst sey eine Arbeit, wie die ihrige, da sie doch der Lohn für die Arbeit ist. Um die Natur zu genießen, wähnen sie, müsse sich der Künstler zuvor abmühen, wie sie; ja, sie würden ihn, wenn sie's vermöchten, in ungünstigen Stunden ein Werk schmählich vollenden lassen, das er der Ewigkeit zugesagt hatte. Es ist Frevel, wenn sich das Gemeine ein Urtheil über das Heilige anmaaßen will. — Aber so ist man vom irdi-

schen Jammer umwunden, um solche Vorurtheile erst an sich selbst bekämpfen zu müssen!“

Rudolf verlor sich in den bunten Fluren und Feldern, und ritt, er wußte es selbst kaum, bald auf einem wenig betretenen Waldwege. Er ergötzte sich an dem lichten Grün der hohen Bäume, das durch das Spiel der Sonne noch freundlicher wurde, an dem süßen Athem der Blätter und Blüten, und das junge, rege Leben, welches allen seinen Blicken begegnete, entzündete sein Innres wieder zu einer solchen Heiligkeit, daß er seinen Zweck schon erreicht glaubte, und eben umzukehren gedachte, um die würdigen Formen für die hohe Mutter des Er-

lösers, ohne Verzug, seiner Leinwand mitzutheilen.

Eine artige Baumgruppe in der Ferne hielt ihn noch einen Augenblick, und nun zerbrach er sich den Kopf, was wohl das Blendendweiße seyn möchte, das durch einen lockern Strauch hervorschimmerte. — Je näher er drauf zuritt, desto ähnlicher ward das Weiße einem schönen Arme von Marmor. Mehr als jeden Andern zog dies den Künstler an, der sich schon Rechnung machte, ein altes Werk zu entdecken, das dem Räuber desselben vielleicht auf dem Wege zu schwer geworden wäre. Er stand jetzt nahe davor, und sprang ächzend vom Pferde, weil er Blut auf dem Boden gewahr wurde. Die Hand des zarten Armes

hatte sich krampfhaft an einen Ast gepreßt, und hinter dem Strauche lag mit einem Hemde bedeckt, der Körper, dem dieser Arm angehörte; ein ermordeter Frühling in dem lebendigen. — Rudolf war außer sich über die That, wie über den Zustand des blutenden Mädchens. Er hob es auf, um es in seinen Mantel gehüllt, mit sich zu nehmen, aber den Mantel trug das Pferd, und dieses hatte, den Augenblick der Freiheit so gut benutzt, daß es nirgend zu sehen war.

Er zog seinen Ueberrock aus, hüllte das zehn- bis eilfjährige Kind hinein, nahm es so auf seinen Arm, und trat den Rückweg an. In den Zwischenräumen, wo er ausruhte, betrachtete er das feine Gesicht, und meinte daß

es dem Mörder dieses schönen Kindes an nichts als der Kraft fehle, die ganze blühende Natur zu vernichten. „Wenn sie die Augen aufschlüge!“ sagte Rudolf auf dem letzten Ruhepunkte vor der Stadt, nachdem er schon überzeugt war, daß wenigstens ein vorübergehendes Leben noch in dem Kinde sich regte. Es schlug die Augen auf, und ehe er das väterliche Haus erreichte, hatte es dieses dreimal wiederholt.

Von allen, die im Hause um das schöne Kind herumstanden, als der Arzt dessen Wunden untersuchte, hörte man keinen Athem gehen, weil alle sich das Wort des Todes oder des Lebens um keinen Augenblick verspäten wollten. Kaum aber hieß es, daß das Mädchen leben würde, so rauschte die Freude

laut durch den ganzen Zirkel, und der Arzt bat Rudolfen, der ihn umarmte, mit Lächeln um Schonung.

Länger konnte die Mutter die Frage nach dem Pferde nicht zurückhalten, und Rudolf mochte wiederholen so oft er wollte, daß er in jenem Augenblicke an nichts, außer dem blutenden Kinde hätte denken können, die Mutter sagte ihm doch, daß sich jedes Werk in der Welt, am besten in dem Gleise der gewöhnlichen Ordnung vollführen lasse, und daß er schon längst da seyn, und sich große Mühe gespart haben würde, wenn er das Pferd zuvor angebunden hätte.

„Wir haben alle beide Recht, liebste Mutter!“ sagte Rudolf, ihr die Hand

drückend. Weil sie aber gar nicht begreifen konnte, wie auch nur einiges Recht auf seine Seite käme, gab er ihr von Herzen gern das ganze allein, und sie ging hinaus um zu Erlangung des Pferdes Anstalten zu treffen.

Man hätte dem Mädchen, welchem hauptsächlich zu viel Blut entgangen war, keinen aufmerksamern Wächter bestellen können, als ihren Retter. Sein Blick ruhte immer auf dem schönen Marmorgesicht, dessen Unschuld das Schicksal verklagte, welches es in diese Lage gebracht hatte.

Im Vorbeigehen glitt Rudolfs Auge über sein Bild hin; er hätte wieder nicht malen können. Die Gestalt des Kindes hatte seine ganze Phantasie inne.

Er setzte sich alle Umstände zusammen, von der Verschlossenheit seines Geistes, und seinem Triebe nach aussen, bis zu dem zufälligen Auffinden des ungewöhnlichen Waldweges, und der wohlgeordneten Baumgruppe. Alle schienen ihm die Spur einer höhern leitenden Hand zu verrathen; ja er ging so weit, daß er in den Worten, die er selbst der Mutter beim Austritt gesagt hatte, eine Art von Weissagung auf das gerettete Leben fand, welche ihm in den Mund gelegt worden wäre; eine Meinung, die immer fester Wurzel in ihm faßte, je kräftiger das schöne Kind allmählig dem vollen Leben wieder entgegenstrebte.

Zweites Kapitel.

Die erste Klage der Geretteten war um ihren Vater, den man vor ihren Augen umgebracht hatte. Rudolf gab sich Mühe sie zu trösten, und sagte, daß die Obrigkeit auf seines Vaters, des Ministers, Begehren auch bereits nachsuchen lassen, daß man aber einen einzigen todten Körper in blauem Sürtout gefunden hätte. Sie wollte zu ihm; sie wollte ihn noch einmal sehen. Allein Rudolf versicherte, daß der ihr Vater unmöglich seyn könnte, auch daß

er an der Landstraße, weit von jenem Wege, gelegen hätte.

„Er ist's, rief sie, laßt mich zu ihm. Auf der Landstraße ermordeten sie ihn; mich schleppten sie dann fort, und stießen mich nur darum nieder, weil ich nicht aufhörte, nach Hülfe zu rufen.“

„Es ist Ihr Vater nicht, rief Rudolf noch einmal! Ich habe ihn gesehen.“

Wie erschrocken, als wisse der junge Maler mehr denn sie, blickte ihm das Mädchen tief in die Augen, und rief schwächer: „Er ist's.“

Der Arzt kam eben daher mit Achselzucken. Er versuchte umsonst die Kleine aufzuhalten, und weil er meinte, daß es immer noch gerathener sey, ihrem heftigen Verlangen nachzugeben, als ihm Gewalt anzuthun, so begleitete er sie zu dem Leichnam. Rudolf ging auch mit. Es war ihr Vater, und der Maler suchte, auf dem von Leidenschaften und zuletzt von dem gewaltsamen Tode entstellten Kopfe nach einem Familienzuge mit dem Kinde. Auf dem eingedrückten, viereckigen Gesichte war kein einziger auszuspüren.

Nach einigen Tagen, als das Mädchen sich von dem schrecklichen Anblick wieder erholt hatte, fragte man, wer denn ihr Vater gewesen wäre? sie wußte aber weiter nichts, als daß er erst

Herzog St. Ange und dann Graf Lavallée geheißen, und daß er sich selten lange an einem Orte aufgehalten hatte. In der letzten Zeit wären sie in mehrern deutschen Städten gewesen, doch hätte es ihm in keiner gefallen wollen. Große Aufschlüße über alles, meinte das Mädchen, würde seine Brieftasche enthalten, nach der sie sich auch gleich Anfangs, wiewohl vergebens, erkundigt hatte. Die Frage fiel auf ihre Verwandten und ein Paar große Thränen gingen der Antwort voraus, daß sie von keinen wisse, seitdem eine gewisse Antonia ihr durch den Tod entrissen worden sey. „Ach Antonia, Antonia! setzte sie hinzu, was würdest Du Dich gefreut haben, wenn ich zugleich mit Dir die Welt verlassen hätte, auf der ich schon seit zwei Monaten

keinen Arm mehr hatte, wie den Deinigen, und jetzt keinen einzigen!“

Der Retter des Mädchens wagte es nicht, den seinen um ihre Schulter zu legen. Die ungerechte Klage drückte sich grausam in sein Herz, aber er ehrte den Kummer, der sie erzeugt hatte. Erst als der Vater des Mädchens Hand in die seinige genommen, und ringsumher gedeutet hatte, ob sie diese alle für ihre Verwandten erkennen wollte? faßte Rudolf des Kindes Linke, und Leonora antwortete ihm, der doch seiner Frage keine Worte gegeben hatte, zuerst mit ihren großen, lebendigen Augen. Den Andern, die sie alle verlangend ansahen, dankte sie mit Kürze und Wärme.

Von dem Augenblick wurde sie förmlich und auf immer zur Familie gezählt, welches man diese Tage her nur stillschweigend gethan hatte. Sie war nicht das erste Glied, das derselben auf diese Weise beigefügt wurde, denn schon hatte der brave Vater Rudolfs, Karln einen armen Verwandten von dessen Stiefmutter, auf der hohen Schule zum brauchbaren Geschäftsmanne bilden lassen, der auch noch immer im Hause lebte.

Es gab zwei Partheien in der Familie. Rudolf war mit dem Vater, und Karl mit der Mutter. Doch schlichtete die Liebe gewöhnlich allen Streit, den die Verschiedenheit der Gesinnungen angesponnen hatte. Denn jeder zu heftige Widerspruch pflegte

durch milde Worte auf der Stelle gut gemacht zu werden.

Die Neuaufgenommene schien freilich noch der Kindheit zu nahe, um eine von beiden Partheien sogleich zu verstärken, doch zeigte sich auf Karls und der Mutter Seite die Bemühung nicht undeutlich, Leonoren zu sich herüberzuziehen. Die Mutter faßte hierzu um so mehr Hoffnung, je ungegründeter sie die Furcht fand, daß das Mädchen in dem katholischen Glauben erzogen seyn möchte, vor welchem man der bejahrten Dame von Kindheit auf den stärksten Abscheu eingeflößt, und recht oft in ihrem Andenken mit den schreiendsten Farben das Bild der Grausamkeit aufgefrischt hatte, welche ihre guten Vorfahren in Frankreich, um Calvins

Lehre willen, theils erdulden, theils durch die Flucht von sich abwenden mußten. Leonora war ebenfalls in dieser einfachen Lehre erwachsen, und die Mutter nahm Gelegenheit davon, die Lücken in ihrem zeithergenossenen unvollkommenen Unterricht auszufüllen. So viel aber auch die gute Dame auf das Biegsame des sanften Mädchens gerechnet hatte, so wenig sah sie bald ihre Rechnung erfüllt. Leonora war viel zu gebildet um sich an die einseitigen Ansichten der bejahrten Frau zu gewöhnen. Sie war freilich ein Kind, dessen kräftige Keime aber auf allen Seiten Pflege genossen hatten, ohne im Wachsen übertrieben zu seyn. Antonie war ein höchstgebildetes Weib gewesen, das bezeugte die Schülerin, deren reinem und scharfem Sinne nicht selten,

selbst von der Pflegemutter, die doch sonst zuweilen das Kindliche für etwas Kindisches nahm, ein entscheidender Ausspruch angesonnen wurde.

Drittes Kapitel.

Die Mutter hatte Rudolfen schon lange gesagt, daß er ihr einmal sein papistisches Bild aus den Augen schaffen möchte, und wiederholte das einst. Die Jungfrau sey doch niemals in den Himmel gefahren, und es wäre ihr vom Anfang anstößig gewesen, daß er

ein solches Sujet hätte bearbeiten können.

Rudolfen entschlüpfte ein Seufzer, welcher der Verkennung des Heiligen galt, doch berührte er's mit keinem Worte, sondern sagte nur: „Sie wissen ja, liebste Mutter, daß diese Darstellung mir aufgegeben ist; daß das Blatt für eine katholische Kirche gemalt wird.“

„Und ist es denn Recht, Meinungen zu dienen, die man bis zum Tode bekämpfen soll?“

„Aber, beste Mutter, daran ist ja die Welt schuld, nicht ich. Unsre Kirchen bedürfen keiner Bilder, und

der Maler muß von seiner Kunst leben.“

„Sagte ich doch immer, Rudolf, wähle ein andres Leben, ein festeres Brod! Von unserm Stande, der dazu wenig paßt, nicht einmal zu reden. Es ist mit den Künstlern in unsern Zeiten eine traurige Sache. Da sieh nur den Mechanikus daneben, ein geschickter Mann, und kann er wohl etwas vor sich bringen? Und seine Kunst, denke ich, ist doch viel nützlicher als die Deinige.“

„O beste Mutter!“ rief Rudolf und hielt sich die glühende Stirn, „von etwas anderm, nur dasmal von etwas anderm. Ich kann nicht sprechen.“

„So geht es immer, wenn man sich getroffen findet.“

Sie wollte noch fortfahren, als der Vater dazwischen trat, und sie bat, ja nicht alles nach ihren Begriffen zu messen, indem ein jeder billig den Weg wähle, auf dem er sich fortzukommen getraue.

„Aber sage mir selbst, findest Du nicht, daß Karls Weg der bessere ist? Findest Du das nicht, Väterchen? Du hast Verbindungen mehr als einer, wie leicht hätte nicht Rudolf eben so gut Hofrath werden können, wie Karl, statt daß er jetzt gezwungen ist, seinen Glauben in solchen Bildern gleichsam zu verläugnen, ja wohl gar Andre dadurch zu verführen, und

am Ende selbst hingerissen zu werden. Sieht man doch deutlich, daß er das Bild mit Liebe gemacht hat.“

„Mit Liebe, theure Mutter,“ rief Rudolf erwärmt, „mit Liebe muß ein jedes Kunstwerk geschaffen werden. Nur aus der Liebe kann die Kunst hervorgehen. Auch in mir war die Liebe bei der Arbeit, aber leider! fürchte ich, daß ich nicht vermocht habe, ihre Wirkungen sichtbar erscheinen zu lassen. Das ist keine Maria, die der Herrlichkeit entgegen eilt. Ihre Freude ist viel zu irrdisch. Vor meinem Ideale von diesem Bilde müßte ein jedes anbetend niedersinken, vor dem Bilde selbst wird man zweifelhaft stehen, ob man Marien für eine Heilige halten soll.“

„So danke dem Himmel, der dieses Ideal zu seinem eiteln Traume werden ließ!“ rief die Mutter unwillig und ging.

Der Vater drückte Rudolfen die Hand und sagte, daß er das Bild wenigstens fertig machen möge. „Nicht, Leonora?“

Das Mädchen aber, welches die ganze Zeit über seine Augen auf das Gemälde geheftet hatte, erwiederte, daß ihr selbst die Maria nicht gefiele, und daß sie, grade zwei Tage vor Antoniens Tode ein göttliches Bild dieser Heiligen gesehen hätte.

Als nun die Mutter wieder kam, eiferte sie aufs neue, und zwar über

Rudolfs verlorne Zeit. Denn er hatte, hinter des Vaters Rücken, seine Maria durchstrichen, und dachte eben darauf, sie mit voller Anstrengung zu bearbeiten, damit er das Gemälde der Kirche noch zur gehörigen Zeit liefern könnte.

Was Rudolf aber auch nunmehr daran that, so gelang es ihm doch nicht, seinem Bilde Leonorens Beifall zu erwerben, und er würde den Gegenstand sicher ganz neu bearbeitet haben, wenn nicht schon zu wiederholten Malen Fragen danach eingelaufen wären.

„Ich weiß wohl, welches Bild dem kleinen Eigensinn besser gefallen würde", rief der Minister lächelnd, indem er Leonoren streichelte.

„Nun?“ fragte diese ebenfalls mit Lächeln.

„Nun! — Das Bild desjenigen, welcher der Kleinen am besten gefällt. Ein schöner Mann! Male ihr den, Rudolf. Es wird Dir gelingen, ich gebe Dir mein Wort, weil Du es ihr malest. — Nun warum mit eins so traurig Kleine? Ist mein Rudolf nicht ein schöner Mann?

Leonora war in tiefes Sinnen versunken, und sagte auf die Wiederholung der Frage nach ihrer gewöhnlichen offenherzigen Weise, sie habe in ihrem Leben nur einen einzigen schönen Mann gesehen. Sie wisse auch noch recht genau, wenn, denn zwei Tage nachher sey Antonia gestorben.

„Wie viel Schönes ist Dir denn, rief Rudolf, zwei Tage vor Antoniens Tode zugleich erschienen? Auch das Gemälde wolltest Du da gesehen haben!“

„Wohl, grade unter dem Gemälde saß der schöne Mann, wie mich Antonia in sein Zimmer führte. Es war mir als ob ich ihn längst gekannt hätte, wenn ich mich schon nicht erinnern konnte, ihn je zuvor gesehen zu haben. Wie herzlich küßte er mich nicht auf seinem Schooße, wie zärtlich meine Antonia! Aber bald trat ein Diener herein, der dem schönen Mann etwas in's Ohr sagte, welches Antonia schon auf dem Gesicht des Dieners zu lesen schien, und daher aufsprang, ehe sie

ein Wort gehört hatte. „Ja, eilet, eilt“ rief der herrliche Mann, und drückte noch, indem er unsre Namen rührend ausrief, einen schnellen Kuß auf meine und Antoniens Lippen. „Leonardo!“ rief Antonia, legte seine Rechte an ihr Herz, und eilte mit mir nach Hause. Der Vater empfing uns sehr unfreundlich, und ging mit Antonien in ein Nebenzimmer. Was sie sprachen, hörte ich nicht, aber sie schluchzte noch, als sie mir hierauf einen Mantel zur Reise umgab. Der Wagen stand schon bereit. Wir fuhren rasch, und übernachteten Tags darauf in einer einsamen Gegend. Antonia wurde bettlägerig; noch ein Tag, und meine Antonia war gestorben.“

Leonora trug das Bild der Verstorbenen, wiewohl verdeckt, in einem Ringe, aber es war nicht gut gemalt, wie sie selbst gestand. Der Maler hatte durch eine übel verstandne Zartheit alles verdorben. „Nein, nein! so sah sie nicht aus“ rief Leonora, wie Rudolf jezt nach dem Ringe griff. „Er ist mir nur werth als ein Andenken, das ich am Tage vor ihrem Tode von ihr selbst erhielt. Sie wollte damals noch etwas reden, wie der Vater hereintrat, und drauf schien sie mir nichts weiter sagen zu können. Er aber mußte in meiner Gegenwart versprechen, mir den Ring als ein ewiges Denkmal ihrer Liebe zu lassen. Nein, lieber Rudolf, solche schlaffe Züge hatte sie auch vormals nicht, wie ihre Umrisse noch weicher

waren. Bestimmtheit war immer darinnen. O laß mir den Ring, Rudolf, und verdirb Dir durch dieses häßliche Bild den Eindruck nicht, den ich Dir von ihrem großen Auge, von ihren lebendigen Mienen so gern zu machen wünschte. Das war kein Maler, der den Versuch wagen sollte, ein solches Gesicht aufzufassen.“

Rudolf behauptete, aus dem Verdorbenen selbst, etwas schließen zu können. Leonora verneinte es heftig, und wollte den Ring mit Gewalt nehmen, den Rudolf fest hielt. Der starke Druck, der dadurch bewirkt wurde, mochte nicht nur die Feder, welche Leonora kannte, sondern eine tiefer unten angebrachte, ihr selbst verborgene, in Bewegung gesetzt ha-

ben; der Ring sprang auf, und ein männliches Bild war zu sehen. „Da sieh einmal!“ rief Rudolf.

„Ja, das ist er, so sah er aus. Das ist Leonardo!“

Das Mädchen war entzückt über die neue Entdeckung. Rudolf gestand, daß der Mann wirklich schön zu nennen wäre, und daß auch der Maler alles gethan hätte, was sich für ein so kleines Bild thun lassen wollte.

„Und wo erblicktest Du den schönen Mann?“ fragte Rudolf.

„In Rom war es, das weiß ich gewiß.“

Viertes Kapitel.

Leonora hatte mit dreizehn Jahren schon einen Grad von Vollendung, selbst in der Kunst, welchen das Weib so selten jemals erreicht, als Rudolf seinem Drange nach dem klassischen Boden nicht länger widerstehen konnte. Die Mutter hatte freilich viel gegen die Reise einzuwenden, sie sagte, daß schon mancher Künstler sich durch die Meisterwerke des Landes zum großen Manne gebildet hätte, und daß es Vorurtheil wäre, Zeit und Geld mit langem Reisen zu verschwenden.

Ein Mann, der sich Mühe gäbe, könnte das alles entbehren, und entginge vielen Gefahren und großer Unruhe. Aber der Vater fiel ihr ins Wort. „Laß das, meine Liebe“ sprach er. „Nicht die großen Kunstwerke und Künstler sind es allein, die unsern Sohn bilden sollen; Gefahren und Unruhe haben vielleicht ihren größern Theil daran. Der Mann muß hinaus, um vor allem seinen Sinn zu stählen, und eine freie Weltansicht zu gewinnen. An der Scholle kleben zu bleiben, welche ihn gebar, das kann seinen Blick nur enge, und sein Urtheil über Menschen und Sachen hart und unsicher machen. Meinem Willen nach geht Rudolf lieber heute als morgen aus unserm Hause, um ihm

in seiner Person wahre Ehre wieder mitzubringen.“

„Bringt ihm denn die unser Karl nicht auch?“ fragte die Mutter. „Und der kam doch niemals über die Grenze?“

„Eben darum, könnte ich sagen, sind seine Ansichten auch oftmals zu begrenzt. Eben darum kennt er nur zwei, größtentheils nichts sagende Benennungen für die Handlungen der Menschen: gut, böse, und übersieht alles, was dazwischen liegt. Doch still von Deinem Beispiele. Was der Geschäftsmann entbehren kann, sind oft dem Künstler unerlaßliche Erfahrungen. Er muß so tief als möglich in die bunte Welt hinein, und in den schreienden Farben und Tönen, welche

auf ihn eindringen, seinen Sinn für die einfache Größe erheben. Er muß mit dem mannichfachen Großen von allen Seiten erst eingeengt werden, ehe sein Geist das wahrhaft Große selbst hervorzubringen vermögend wird. Meinem Willen nach geht Rudolf nicht nur nach Italien, sondern auch nach Paris. Doch erst nach Italien, um seinen noch nicht genug befestigten reinen Sinn keiner Verletzung von dem Gemeinen auszusetzen.“

„Lauter Ueberspannung!“ sagte die alte Dame unwillig und entfernte sich, um dem Vorwurf der Leere zu entgehen, welchen der Minister dieser bequemen Ausrufung gemeiniglich gegenüberstellte.

Je näher Rudolfs Abreise heranrückte, desto mehr zog sich Leonorens Brust zusammen, und es fiel wohl gar mitunter eine Thräne. Zwar blieb der Vater, allein den entfernten Geschäfte und Jahre von ihr, und wenn auch die Mutter von ihr sehr geliebt wurde, so war doch die reine Natur derselben von kleinlichen Gebräuchen zu stark auf eine Seite gedrückt, als daß sich Leonorens Gefühle ihr immer hätten mittheilen können. Mit Karln kam Leonora vollends nicht fort. Sein Hauptzweck war der bürgerliche Kreis, den er zu durchlaufen hoffte. Alles, was er achten sollte, mußte sich einigermasen auf ihn beziehen. Nur als Bürger war ihm der Mensch etwas, und jede Thätigkeit eine unnütze, welche nicht

auf Erhaltung des Staats unmittelbar abzweckte. Kaum daß er die Kunst als Zeitvertreib nach Geschäften tolerirte. Leonora war ihm nicht abgeneigt; aber seine Gesellschaft engte sie allezeit unbehaglich ein; seine Gespräche trafen den Stoff so selten, den sie für ihre Gespräche gern hatte, daß ihr die Einsamkeit selbst viel gesellschaftlicher vorkam, als seine Unterhaltung.

Auch Rudolf merkte immer mehr, was das Mädchen unwillkührlich für eine Gewalt über ihn ausübte. Das Gefühl, Leonoren gerettet zu haben, war sein liebstes. Doch rieth ihm Delikatesse sowohl, als Pflicht gegen das Mädchen, und sich selbst, jede wörtliche Aeußerung zu vermeiden. Von

Liebe war bei aller Zärtlichkeit zwischen Rudolf und Leonora nie die Rede gewesen. Sie behielt sonach bei Rudolfs Abreise immer noch ihren Willen, einen Andern zu wählen, und ihre Schönheit, welche sich allmählig entfaltete, und die Jahre, worein Leonora trat, zeigten dem Scheidenden eine Menge von Bewerbern, unter denen sie leicht einen finden konnte, der den Abwesenden, wenn nicht ganz aus ihrem Herzen, doch von dem Plaze darin verdrängte, den er sich zeither einzunehmen geschmeichelt hatte.

Fünftes Kapitel.

So enge Rudolfen am ersten Tage seiner Reise war, so frei fühlte er sich den zweiten. Die ganze Welt hatte eine andre Farbe angenommen, denn er ging nun dem hohen Ziele wirklich entgegen, nach welchem er lange, in dem häuslichen Leben festgehalten, ängstlich und vergebens gestrebt hatte. Leicht wie ein Vogel glitt er an allen Verhältnissen der Menschen hin. Wie zwecklos irrte er herum, und doch so zweckmäßig! Um ein recht heitres Gemüth in das Kunstland mitzubrin-

gen, suchte er an jedem Orte die lustigsten Zirkel auf, und ließ sich wohl zu wochenlangem Spiele mit schönen Frauen ein. Seine Nächte waren nicht immer die mäßigsten. „In Rom also sehen wir uns vielleicht wieder!“ sagte zu Genf eine Reisende, wie sie ihn am Morgen aus dem Gemach ließ. „Vielleicht!“ antwortete Rudolf lächelnd. Dieses Lächeln und der Nachdruck, den er auf das Wort legte, beleidigte die Dame so, daß sie die Thür heftig zuschlug, und Rudolfen nichts, als das Gefühl der Reue über seine Undankbarkeit zurükließ. Die Dame war von Florenz, eine feine Gestalt, und nicht gewohnt, die Eindrücke, welche sie machte, zugleich mit ihren Gunstbezeigungen vorübergehen zu sehen.

Auf Rom hatte Rudolf seinen Sinn gesezt. Von hieraus erst wollte er die Kunstschäze des übrigen Italiens besuchen. Von hier schrieb er auch an Leonoren.

„Ich bin schon sechs Wochen in Rom, meine liebe Leonora, und kann immer noch nicht zu mir selbst kommen, welches mir doch so Noth thäte. Nicht als ob ich von Zerstreuungen, wie auf der Reise, in lockern Banden gehalten würde; denn ich zerstreue mich vielmehr zu wenig, und finde mich blos darum noch gar nicht wieder, weil ich zu ämsig nach mir suche. Die Größe der alten Welt liegt auf mir und auf meiner Kunst. Ich versuche zu arbeiten, aber weder Pinsel noch Kreide sind mir gehorsam,

ja ich stehe zuweilen auf dem Punkte, an meinem Talente gänzlich zu verzweifeln, und nichts kann mich aufrichten, als was mich eigentlich noch mehr niederschlagen sollte, daß ich nämlich unter allen neuen Werken, die mir vorkommen, auch kein einziges antreffe, welches der vergangenen, köstlichen Zeit Ehre bringen würde. Männer, wie Urbino einst einen gebahr, wird kein Land so leicht wieder erzeugen. Eine heiligere Welt hatte sie erzogen, und das Christenthum müßte wiedergeboren werden, wenn der Künstlersinn so von seinen Heiligen erglühen sollte, wie die Werke der damaligen Zeit beweisen.«

»Ob Du mein Thun und Wesen im hiesigen Herumschweifen erkennen

würdest! Der Vater hat mir's wohl vorausgesagt, aber so arg dachte er sich's gewiß selber nicht. Ich möchte vergehen vor Angst. Es treibt mich an die Staffelei und kaum sitze ich nieder, so muß ich auch, erschrocken vor meiner innern Armuth, wieder mit dem Gefühl aufstehen, daß ich doch nichts, denn undeutliche Nachklänge der ewigen Werke hervorbringen würde, welche sich um meine Einbildungskraft gelagert haben, um sie zu ersticken. Wenn ich nur nicht Hand anlegen wollte! Aber da regt es sich so lange in mir, bis ich's gethan, und dann kommt's so. Seit drei Tagen hat sich indessen doch eine Spinne in meiner Staffelei anbauen können. Vielleicht gelange ich endlich zur eigentlichen Unthätigkeit, denn

nur auf sie, die man uns von Kindheit an so gefährlich schildert, hoffe ich noch. Der Mensch, heißt es, muß immer thätig seyn, und darunter verstehen sie: immer nach außen wirken, damit er ja nicht zu einem Blicke ins Innre komme. Solche Dinge prägt man uns ein, damit sie in unsern Geist gleichsam mit verwachsen, und uns, wie mich in diesen Tagen, um die köstlichsten Stunden betrügen.“

„Du bist — ich kenne meine Stiefmutter — einer Menge solcher Grundsätze nahe, meine liebe Leonora. Hüte Dich, sie in Dein Innres aufzunehmen. Denke an Deine Antonia, und bemächtige Dich so oft Du kannst der müßigen Stunden des Vaters.

Dein sanftes Betragen wird Dir dennoch die Liebe des ganzen Hauses sichern, wenn Du auch der Mutter bisweilen ausweichen solltest. Kannst Du wohl denken, daß ich mir schon Vorwürfe mache, Dich in unser Haus gebracht zu haben? Wirklich, Leonora! Wenn ich mir Deine Antonia denke, und die Ausbildung, welche Du von ihr empfingst, der gegenüber stelle, die meine Mutter Dir so gerne gäbe, wenn ich mir denke, daß es ihr gelingen könnte — ja dann, Leonora, achte ich mich für den, der Dich, Du schöne veredelte Pflanze, in verderblichen Boden setzte. Leonora, um meiner Ruhe willen! werde kein gemeines Weib, keine Maschine, die an einige arme Ideen von misverstandener Häuslichkeit ein ganzes Leben ver-

schwendet. Es fehlt Dir an Leitung, um so treuer bleibe der Kunst. Wer sich ihr hingiebt, den leitet sie auch. Es liegt so viel in dem Weibe, Leonora; so viel in Dir. Widerstehe den Bemühungen, Dich nach Einer dürftigen Seite hinzubeugen, Dich zu verkrüppeln! Bilde alles aus, was Du in Dir hast. Du hast viel. Ich bin zuweilen entzückt, und zuweilen zittre ich auch, Dich nach Jahren wieder zu sehen. Leb wohl, Leonora. Vergiß meine Worte nicht, wenn Du auch mich vergessen solltest.«



Sechstes Kapitel.

Rudolf hatte Recht; die Unthätigkeit führte ihn zur zweckmäßigen Arbeit. Es fehlte ihm aber selbst nicht viel zum Einseitigen, das er doch an Andern so ungern bemerkte. Er war schon drei Monat in Rom, und hatte aus Bequemlichkeit noch von keiner seiner Adressen Gebrauch gemacht. Ehe er es merkte, waren sie veraltet. Er schränkte daher seinen Umgang auf den bessern Theil der studirenden Künstler ein, und unter diesen gab er einem Florentiner, Namens Rafaele di Monte-

nuovo den Vorzug, weil dieser seine Besuche in angesehene Häuser ebenfalls so lange verschoben hatte, bis die Briefe, welche ihn einführen sollten, ihm eher schädlich als nützlich geworden waren. Rudolf ahnte, sonderbar genug, aus diesem Zuge einige Aehnlichkeit zwischen ihm und Rafael, und wohnte mit dem neuen Freunde zusammen, ehe er von dem Gegentheil überzeugt war. Die beiden Freunde durchschwärmten die Gegend mit einander, sie malten auf Einem Saale, und holten fast alle ihre Bedürfnisse aus Einer Quelle. Aber weniger noch als Rudolfen, der sich tief in die Kunst verloren hatte, wollte diese Einsamkeit auf die Länge dem Florentiner zusagen, welcher, auch von vornehmem Stande, sein Leben in dem gebildetsten

Kreise seiner Vaterstadt zugebracht, und sich den gegenwärtigen Zwang nur angethan hatte, weil er der Kunst würdiger zu werden sich zutraute, je mehr er die Zerstreuungen mit dem Rücken ansähe. Rafael hatte das sonst geglaubt, jetzt aber fing er an zu meinen, daß die vormaligen Zerstreuungen eben, ihm Zeit gegeben hätten, sich für die Kunst zu sammeln. Daß sich dieser bei ihm immer Hindernisse in den Weg stellten, merkte er wohl, nur übersah sein Stolz, daß sie in seiner Unfähigkeit lagen. Jezt konnte er besonders deshalb nicht länger auf dem einsamen Wege bleiben, weil ihm der Umgang mit dem andern Geschlecht viel zu sehr Bedürfnis geworden war, um ihn in einem halben Jahre vergessen zu können. Die

weiblichen Gunstbezeigungen, welche er nun von Zeit zu Zeit erkaufte, wiesen ihn mehr auf die süßen, leise fortlaufenden Verhältnisse hin, welche er gegenwärtig entbehren mußte, als daß sie ihm die groben angenehm machten, die ganz unerträglich werden, wenn sie den ersten Genuß überleben.

Eines Morgens, da das Mädchen, welches dem Rafael beim Malen zeither als Modell gedient hatte, von diesem fortgeschickt worden war, weil es seit der vergangenen Nacht mit seinen Anordnungen Scherz getrieben, und ihre Stellung nach eignem Gefallen unter lautem Lachen abgeändert hatte, rief der Florentiner aus:

„Ich bin dieses Lebens vollkommen satt, und muß wieder in die Welt hin-

ein, die um mich herum glücklich ist; sonst geht alles verkehrt mit mir, und mit Dir auch, Rudolf? Ich schreibe sogleich nach neuen Briefen, und Du sollst sehen in welche Häuser und Verbindungen ich Dich bringen werde."

Doch ehe die Briefe noch ankamen, frohlockte Rafael einmal mit den Worten in die Stube herein: „Endlich ist sie da, und alle Empfehlungen sind uns entbehrlich. Sie ersetzt alle. O Rudolf, Du wirst sie sehen, und Deinen Freund beneiden, den sie zu überraschen gekommen ist."

Rafael war ganz trunken, und aus allem, was er so heftig herausstieß, konnte Rudolf abnehmen, daß sein Freund eine gewisse Gräfin Morina meinte, von

der er ihm schon öfters vorgeredet, und deren einziger Liebe zu ihm, er mit dem ausschweifendsten Lobe gedacht hatte.

Es fehlte dem Rafael nichs mehr zu seinem Glück, als Rudolfs Zeugnis, daß so feine Züge und Körperverhältnisse, mit so reichem Geiste, sich nur Einmal in der Welt in einem weiblichen Wesen zusammengefunden hätten, daher denn der Florentiner den Abend darauf nicht eher nachließ, bis Rudolf ihn in das Haus der Gräfin begleitete.

In einem der Zimmer, durch welche sie geführt wurden, fiel dem Deutschen unter mehrern Bildnissen, das männliche Porträt in die Augen, welches er in Leonorens Ringe entdeckt hatte.

Dieselbe herrische Mine; dieselbe Uniform.

Die Dame hatte einen Besuch, den sie abzuwarten beschlossen. Rudolf sagte bei sich selbst: Ist es nicht schon wieder, als ob ich ausersehen wäre, diesem Mädchen zu dienen? Rafael versank indessen in den glücklichen Traum, den er von nun an zu genießen dachte, und Rudolf sann über die unsichtbare Gewalt, welche sich in sein Leben mischte, so lange nach, bis der Bediente ihnen die Thüre zur Gräfin öfnete.

Die Gräfin und Rudolf entfernten sich beide einen Schritt, als sie so nahe gekommen waren, um einander zu erkennen. Rafael zeigte ihr in Rudolf seinen vertrautesten Freund, aber

das half ihrem Unwillen gegen diesen nicht ab. Das Gespräch stockte vom Anfang, und bald legte die Gräfin Rudolfen, der ein großes Unbehagen empfand, das Wort zum Abschied so deutlich in den Mund, daß Rafael selbst sein Misvergnügen darüber zu erkennen gab, und Rudolfen folgen wollte, welches jedoch die Gräfin durchaus nicht zuließ.

Der Aufschluß über das ganze Benehmen lag darin, daß sie dieselbe Dame war, welche Rudolf in Genf durch sein gleichgültiges Wort und Lächeln so schwer beleidigt hatte.

Rafael kam die ganze Nacht nicht nach Hause. Am Morgen drauf erhielt Rudolf ein Billet von der rei-

zenden Gräfin, worin sie sich entschuldigte, und einige Sorge blicken ließ, wegen des Geheimnisses, um welches Rudolf wußte. Sie hatte jedoch dies alles in so künstliche Worte gehüllt, daß sie die Beziehung in dem Briefe, im Nothfall, auf eine Weise auslegen konnte, welche ihren Ruf in keine Gefahr setzte. Rudolf glaubte seine Beleidigung durch nichts besser machen zu können, als durch die aus Delikatesse im allgemeinen bei seiner Ehre ausgesprochene Versichrung, die ihrige weder durch ein überlegtes, noch durch ein unbesonnenes Wort jemals zu verletzen. Diesen beruhigenden Zeilen fügte er noch den Wunsch bei, sie baldmöglichst sprechen zu dürfen.

Kurz nach Absendung der Antwort erschien Rafael wieder, so, daß Rudolf wohl merken konnte, warum man ihn bis dahin zurückgehalten hatte.

„Um meinetwillen Verzeihung für sie“ redete Rafael den Deutschen an, „um der Ursache ihres Benehmens verzeihe ihr!“

„Um der Ursache willen?“ rief Rudolf verwundert, und lächelte, als er hörte, daß die Morina in seinem Gesicht ganz die Züge eines Deutschen wieder gefunden, der einst in Florenz dem Rafael nach dem Leben getrachtet hätte, obschon der Florentiner selbst behauptete, daß der ganz anders ausgesehen habe.

Rafael konnte nicht begreifen, wie Rudolf sogleich alles vergeben hatte, und nichts weiter, als die Frage nach dem bewusten Bilde hervorbrachte, welches der Florentiner zwar der Beschreibung nach kannte, doch bisher nur mit flüchtigen Blicken abgefertigt hatte, weil es ihn weder an ein bekanntes Original erinnerte, noch ihm in Rücksicht auf die Kunst von Bedeutung schien. Er versprach aber, sich zu erkundigen.

Indessen beantwortete er doch Rudolfs Fragen in der Folge so unbefriedigend, wie dasmal. Das Bild quäle ihn ordentlich, sagte Rafael einst; denn es müsse der Gräfin sehr bedeutend seyn, weil er mit den Erinnerungen an dasselbe, und mit den des-

halb an sie verschwendeten Liebkosungen gemeiniglich eine Laune in ihr erwecke, die in den höchsten Muthwillen übergehe.

Je sonderbarer Rudolfen diese Nachricht vorkam, desto öfter wiederholte er seine schriftliche Frage an die Gräfin, worauf er jedoch keine Antwort erhielt, als einsmals die, von der vertrauten Kammerfrau, daß sich ihre Gebieterin auf keinen Fall zum zweiten Male kompromittiren würde. Mit der Gräfin selbst war er nie zusammen gekommen, weil sie dem Rafael, welcher jezt mit ihr in den feinen Zirkeln sich selbst vergaß, die Verbindlichkeit aufgelegt hatte, ihr Rudolfs verhaßtes Gesicht nirgend entgegenzustellen.

Rafaels Kunst schlummerte vollkommen ein, und das Vertrauen zwischen ihm und Rudolf ebenfalls nach und nach. Des Florentiners ganzer Charakter wurde von einer Thräne, oder dem Lächeln der schönen Frau aufgelößt, um deren gefällige Blicke das ganze junge Rom sich bewarb.

Rudolf würde sich jezt in seine Studien vergraben haben, wenn er die Spur des Bildes nicht hätte verfolgen müssen.

Siebentes Kapitel.

Ein Tag, der einen reizenden Abend versprach, lockte Rudolfen nach Albano, und von da bis nach Castel-Gandolfo hinauf. Alles lebte um ihn herum, und die ungewisse Mondbeleuchtung machte die trefliche Gegend zu einem großen Zaubergarten. Rudolf verirrte sich freiwillig in dem Walde. Er gelangte endlich, als schon alles still geworden, an ein einfaches Haus, das mit einem Gärtchen umgeben, und dessen offne Thüre um so einladender war, je angenehmer

die Blütengerüche von einer hohen Laube darin ausgingen. Als er sich dieser näherte, sah er in derselben eine herrliche Frau im Schlummer. Der eine der runden weißen Arme lag in ihrem Schoose, den andern hatte sie über dem Gesichte liegen. Ihr Gewand, so weit und leicht es auch schien, war der warmen Nacht dennoch zu viel gewesen, und der Schlaf war den Wünschen der Dame auf eine so verwegne Art zuvorgekommen, daß Rudolf einen Augenblick anstand, ob er die schönen Glieder vor einer Erkältung verstecken, oder der Bescheidenheit gehorchen sollte, welche ihm anrieth, die Schlafende ohne weiteres zu verlassen. Er betrachtete sie noch einmal, und fand das Ebenmaas dieser Gestalt zum Bewundern. Alle die

harten Uebergänge, welche der Künstler bei der Darstellung jugendlicher Weiber vermeiden soll, hatte hier die Natur vermieden. Gern hätte er den Obertheil des Gesichts gesehen. Schliessen konnte er indessen, daß der feste Arm kein rundes, bedeutungsloses, sondern ein italiänisches Gesicht verdeckte, denn das wenige sichtbare hatte die schönste Form. Ein weiches Lächeln umlagerte die zwei schmalen Lippen, welche sich so reizend öfneten, daß Rudolf den Kuß auf ihnen zu erblicken glaubte, welchen die Schlafende so eben an ein fühlloses Traumbild verschwendete. Mit stillem Begehren stand er noch immer halb athemlos vor der großen Gestalt, als das Gebell eines Hundes diese mit Einem Mal aufschreckte.

„Alfonso, Alfonso!“ rief sie voll Angst, und fuhr in die Höhe, und Stimme und Gesicht gehörten der Gräfin Morina.

Sie that einen lauten Schrei, als sie sich ermuntert hatte, und Rudolfen vor sich erblickte, welcher vor ihrer Schönheit niedergesunken, Verzeihung! rief. Sie hielt ein wenig inne, dann sagte sie, auf ihre Kleidung blickend, die sie im ersten Augenblicke des Erwachens wieder geordnet hatte: „Wie konnten Sie wagen?“

„Daran bin ich unschuldig, schöne Gräfin.“

„So entfernen Sie Sich. Wissen Sie, daß Ihr Freund — —?„

„Ja, aber auch wie glücklich diese meine Arme waren, ehe ich diesen Freund hatte. Das scheinen Sie vergessen zu haben.“

„Und Sie Ihren Brief, und Ihre verpfändete Ehre.“

„Nie!“ rief Rudolf und schlang knieend seinen Arm um den anmuthigen Leib.“

„Hinweg“ sagte die Gräfin, „ich stoße zu.“ Ein Dolch blitzte in ihrer Hand, den sie eben hervorgezogen hatte.

„Viel zu schön zu solcher That!“ sagte Rudolf lächelnd, und drückte sich ruhig fester auf ihre Brust.

Sie zuckte und stieß.

Rudolfs Fassung ward nicht gestört, und als sie den Dolch in den Busen verbarg, sprach er: „Sagte ich nicht, Valeria, daß Du zu schön wärest zu dieser That?“

„Und Du bist zu kühn, um den Verräther abzugeben.“

„Dafür also hast Du mich wirklich gehalten? Auch nach dem Briefe noch?“

„Ich will nicht läugnen.“

„Fühlst Du wie hart das ist, und soll ich noch länger jenes unbesonnene vielleicht, zu Deinen Füßen abbüßen?“

Valeria hob ihn sanft in ihren Arm und sagte: „Wie kann man den Frevel bestrafen, wenn einem der Frevler so lieb ist?“

„Lieb, Valeria?“ und sie gab ihm die Antwort, indem sie sich selbst gab.

„Und Rafael?“ fragte er.

„Nicht diesen Namen.“

„Und Alfonso?“

„Alfonso? wer sagte Dir von dem? Hat Rafael eine Ahnung?“ (Sie wußte nicht, daß sie den Namen gerufen hatte.) „Hat Rafael einen Argwohn?“ wiederholte sie.

„Ich zweifle“ antwortete Rudolf.

„Ja, Rudolf, diesem Alfonso bin ich ein wenig gut. Ohne Deine Gleichgültigkeit beim Abschiede wäre ich es vielleicht Dir allein gewesen, setzte sie mit einem Tone hinzu, in welchem Strafe und Verlangen sich vereinigten.

Ein Geflüster, das den Berg herauf kam, störte das süße Geflüster ihrer Küsse. „Es wäre doch möglich!“ sagte Valeria ahnungsvoll, und gab Rudolfen ihren Dolch. Dann verließ sie die Laube, und deutete auf den Weg, welchen er zu nehmen hatte. „Nur schone, wo Du kannst!“ diese Worte gab sie ihm noch mit dem letzten Kusse.

Rudolf ging, sobald die Gräfin die Hausthür, in welche sie eilte, hinter sich verschlossen hatte.

Ein Hund bellte ihm nach. Als er sich aber näherte, und Rudolf ihn mit dem Dolche empfangen wollte, wurde das Thier still und webelte so freundlich, daß es Rudolfs Aufmerksamkeit auf sich zog. Er erkannte Rafaels Getreuen in ihm. Rudolf jagte den Hund ein Paarmal zurück, weil dieser aber immer bellend wieder kam, und er schon auf seinen Fußtapfen Leute hörte, blieb ihm nichts übrig, als den Verräther niederzustoßen. Indem jedoch der Hund zum ersten und letzten Male schreit, gleitet Rudolf aus, und fällt ein Stück Berges hinunter. Die Verfolger kommen ihm nahe. Doch

rafft er sich noch auf, führt sie in dem Walde irre, und eilt auf Rom zu, welches er noch am Morgen erreicht. Die äußerste Unruhe machte ihm der Dolch, der in der Wunde des Hundes sitzen geblieben war.

Schäumend kam Rafael Mittags in seine Wohnung zurück. Er stieß die Worte: Verrätherin, Alfonso, einzeln heraus, und warf den gefundenen Dolch auf den Tisch. „Mich ermorden lassen!“ rief er, „schändlich!“

Es währte lange, ehe Rudolf eine zusammenhängende Erzählung von ihm erhielt, worin dem Deutschen die Nachricht, wie Valeria dorthin gekommen, das neueste war. Der Graf Morina hatte sich nämlich dieses Haus gekauft,

und brachte dort zuweilen seine Nacht zu. — Alfonso's Verhältnisse mit Valerien waren dem eifersüchtigen Rafael verrathen worden.

Während Rudolf noch den Dolch betrachtete, und aus dem Namen am Griffe ersah, daß er zuvor dem Florentiner zugehört hatte, erschien Valeriens Kammerfrau mit einem Brief für Rafael. Rudolf erhielt ebenfalls, wiewohl heimlich, ein Billet.

Rafael gerieth in Bestürzung. Der Brief unterrichtete ihn erst von dem unüberlegten Benehmen, das er sich diesen Morgen, nach Rudolfs Verfolgung, vor dem Landhause in Gegenwart des Grafen Morina hatte zu Schulden kommen lassen. Der Brief

hob alle Verhältnisse auf, und Rafael weinte heftig. Alle Gedanken an Rache waren vergessen; seine Schwäche auf der empfindlichsten Seite verletzt. Er schrieb mehrmals, aber die Briefe kamen versiegelt zurück. Er ging gegen Abend selbst, und da er abgewiesen wurde, gerieth er auf den sonderbaren Einfall, Rudolfen zum Vermittler zu machen. Rudolf konnte den Auftrag um so leichter übernehmen, da er ohnedies zu Valerien beschieden war.

Achtes Kapitel.

Valeria lächelte bei Rudolfs Entschuldigung wegen des Dolchs und sagte: „Ich bin Ihnen, oder Ihrem Falle vielmehr Dank schuldig. Die Gefahr ist nicht selten ein Gespenst, das dann, wenn man drauf losgeht, sich in leeren Mondschein verwandelt. Ich fürchtete Rafaels Rache, als sie noch ungewis und fern war; jetzt, da sie über mir schwebt, sehe ich ihr mit vollkommenem Gleichmuth entgegen.“

„Wenn ich Ihnen nun seine Hand zur Versöhnung brächte?“

„Schwäche ist verächtlicher als Rache. Wenn Rafael Mann seyn will, muß er sich wenigstens von mir entfernt halten.“

Dabei blieb Valeria, was auch Rudolf dagegen vorbrachte. Sie behauptete mit einem Seufzer, daß Rafael nur zu glücklich bei ihr gewesen wäre, da sie doch immer einen geheimen Widerwillen gegen ihn empfunden hätte.

„Und doch konnten Sie?“

„Ich war ein unerfahrnes Mädchen, als er an einem einsamen Abend meine rege Sinnlichkeit überraschte. Er

trug das Geheimniß von den Folgen dieses Abends bei sich, welche durch meine bald darauf erfolgende Verheirathung an den alten Grafen Morina verborgen wurden. Ich liebte den Grafen so wenig, daß ich sogar nur selten ein gefälliges Betragen gegen ihn zu beobachten vermochte. Um so mehr glaubte ich dem Rafael durch fortdauernde Gefälligkeit Schweigen auflegen zu müssen. Aus Verdruß ergriff ich den luftigsten Vorwand zu einer Reise. Darüber war er nach Rom gegangen. Hier glaubte ich ihn in einer neuen Verbindung wiederzufinden. Leider aber war es ganz anders. Seit ein Paar Tagen hat mich indessen die Entdeckung, daß mein Gemahl aus langer Weile ebenfalls eine Wahl getroffen, und daß er recht ge-

fällig auf Alfonso blickt, den ich vor seinen Augen auszeichne, zu dem Entschlusse gebracht, den Rafael zwischen Beleidigung und Gunst hinzuhalten. Er selbst schreibe sich den Abschied zu, den er durch die unüberlegten Vorwürfe in Gegenwart des Grafen, so wohl verdient hat, und thue, was ihm beliebt. Er wird mich auf alles gefaßt finden."

„Geschieht es aus Kälte" unterbrach Valeria nachher den Deutschen, „daß Sie so warm für meinen Landsmann sprechen? Er soll ja wieder angenommen werden, da Sie einmal so wollen. Nur jetzt lassen wir ihn."

Nachdem sie hierauf ein Paar Stunden unter den vertraulichsten Scherzen

und Liedern verjagt hatten, meldete die Dienerin den Rafael, der, ohne daß Rudolf es hindern konnte, den Bescheid draußen erhielt; daß Valeria seine Entschuldigung schriftlich erwarte. „So sind wir doch für heute sicher“ sprach die Gräfin. „Du sollst mir noch diesen Abend sagen, ob Alfonso meine Neigung verdient?“

„Du fragst grausam, Valeria.“

Lächelnd berührte sie mit ihren Lippen den Mund des Deutschen, und sagte: „ich höre ihn schon.“

„Ich komme später als ich wollte“ sprach ein Eintretender freundlich, „aber doch wohl noch zu früh?“

„Nicht unbescheiden, mein Herr," rief Valeria, „der Herr ist hier, um Ihr Freund zu werden."

Alfonso. Ihre Freunde, Gräfin, sind allezeit die meinigen, wenn sie es seyn wollen.

Valeria. Weil mein Geschmack unfehlbar ist, ich verstehe.

Alfonso lächelte und wandte sich an Rudolf.

„Irre ich, oder hat man Sie mir schon gestern als einen Kunstverwandten gezeigt?"

Rudolf. Sie auch Künstler? Mich hat die Kunst nach Italien getrieben.

Alfonso. Und die Liebe wird sich mit ihr vereinigen, Sie in meinem Vaterlande fest zu halten. Wie gefallen Ihnen die römischen Weiber?

Rudolf. Sie bezauberten mich gleich beim Eintritt.

Alfonso. Und nur ein Lächeln aus Florenz konnte den Zauber lösen, nicht wahr? Ich bin in gleichem Falle gewesen.

Valeria. Glauben Sie Indiscretionen durch Unwahrheiten wieder gut machen zu können, Alfonso? — Was den Herrn betrift, so hätten die Frauen von Rom gar keinen Eindruck auf ihn machen sollen, weil die Florentinerin ihnen in der Bekanntschaft zuvorgekom-

men war. Aber so geht's mit Leuten, die unterweges an einen anstreifen. Wenn man sie gefaßt glaubt, sind sie auch schon wieder entschlüpft, und alles beruht am Ende auf einem vielleicht.

Alfonso. Ich verstehe, die Bekanntschaft von Genf.

Valeria. Sie häufen die Indiskretionen. Muß er's denn wissen, daß ich Ihnen die Geschichte mitgetheilt habe?

Alfonso. Warum nicht, Gräfin, wenn ich zugleich die schmeichelhafte Art erwähne, mit der Sie seiner allezeit gedachten, und die Ueberwindung, welche es Ihnen kostete, sich zornig zu

zeigen gegen ihn. Doch das sieht er ja nun selbst, da Ihr Widerstand Einmal länger nicht aushielt.

Valeria. Er hat sich gedemüthigt, mein Herr!

Alfonso. Aber wo bleibt denn der Wein? Unsre Bekanntschaft und Eure Versöhnung darf nicht ohne den gefeiert werden.

Valeria lächelte: Für die Versöhnung kommt das zu spät, die ist von gestern.

Alfonso. Von gestern, und ich erfuhr nichts?

Valeria. Von gestern Nacht.

Alfonso. Ausserhalb Rom?

Valeria. Sie kennen die Laube ja.

Alfonso. Nun, das ist wahr, den Rücken darf der Liebhaber nicht wenden. (Er ruft hinaus) Wo hast Du denn den Wein, kleine Faustina? Albaner für heute!

Faustina brachte Wein und Speisen, und der Abend wurde unter vertraulicher Ausgelassenheit bis nach Mitternacht verlängert.

„Wenn Dir's bei mir gefallen hat, Rudolf, flüsterte die Gräfin beim Abschiede," so besuche mich morgen Nacht. In der bewusten Laube, hörst Du?

„Und für mich keine Nachricht?“ fragte Alfonso scherzhaft.

„Ein ander Mal,“ rief Valeria. „Morgen mag Dir die kleine Griechin Deine Zeit vertreiben.“

Rafael wachte noch. Er glaubte Rudolfen danken zu müssen, so sehr auch dieser es ablehnte.

Die sonderbare Offenheit zwischen Alfonso und der Gräfin hatte Rudolfen Anfangs ganz stumm gemacht. Es war ein Verhältnis, das für ihn gar keinen Eingang zu haben schien. Valeria verletzte das zu sehr, was er von jeher an ihrem Geschlecht besonders geschätzt hatte. Und dennoch

hatte er am Ende selbst Antheil genommen, und mußte sich gestehen, daß der Umgang, wie Valeria ihn liebte, wenigstens eine ächtgenialische Seite hatte.

Neuntes Kapitel.

An Valeriens Arme erschien Rudolf bald in den auserlesensten Zirkeln der Stadt. Hier war sie dieselbe nicht mehr. Je offner sie ingeheim mit ihren Vertrauten umging, desto feiner benahm sie sich in der feinen Welt. Wenn sie daher einmal mit mattern Augen und bläßern Wangen als gewöhnlich erschien, warf mancher einen unwilligen Seitenblick auf den Grafen Morina, daß er die schöne Frau dem einsamen Harme überließe, da er sich

vielmehr entfernt hielt, um ihr die Einsamkeit zu erleichtern.

Rafael verließ Rom, und Alfonso miethete die verlassene Wohnung für sich und die kleine Griechin.

„Könnte ich Dir wohl ein niedlicheres Modell zuführen?“ fragte Alfonso den Deutschen scherzend.

„Glaubst Du, daß ich Dein Vertrauen so misbrauchen würde?“

„Misbrauchen, nenne ich hier verderben, und das wirst Du so eher verhindern. Mache darum aus ihr alles, was sie will. Und ihr Wille wird Deinen Absichten mehr entgegen kommen, als ihnen entgegen seyn.“

„Sprichst Du ernstlich, Alfonso?“

„Das möchte ich Dich fragen, der Du den bürgerlichen Kreis verachtest, und doch noch so innig an Begriffen hängst, die in ihm erwuchsen. Eifersucht! ist sie wohl etwas andres als die böse Frucht eines engen Herzens? Wenigstens ist die Verheerung, die sie nicht selten anrichtet, zu zwecklos, als daß man sie der Natur zutheilen könnte. Auch in mir hat sie geraset, und würde es vielleicht noch, wenn die Kunst mich nicht schützte. Lebe ihr, und genieße! heißt mein Wahlspruch.“

„Dein Herz wäre also der Liebe ganz abgestorben?“

„Mein Herz ist voll Andacht und kindlicher Frömmigkeit nach der Kunst gewandt. Liebe kenne ich auch noch, aber nicht mehr jene, die elend, sondern nur die, welche glücklich macht. Ich genieße die Reize der Weiber, wo ich sie finde, in Unschuld und Heiterkeit des Herzens. Ich gebe mich der irdischen Schönheit gleichsam im Scherze hin, um den ganzen Ernst für die himmlische zu behalten, und hüte mich wohl, die Ideale, welche in meiner Brust wohnen, gegen weniger würdige Bilder zu vertauschen. Ein einziges von dieser Erde lebt noch darinnen, doch auch dieses ist mit einem himmlischen Glanze umzogen. Was die Weiber im allgemeinen betrift, so behandle ich sie nicht länger wie Göttinnen, als sie mir die Hälfte ihrer

Göttlichkeit abtreten, breche aber mit ihnen, sobald sie eine ausschließende Verehrung verlangen, und das thue ein jeder, der nicht will, daß alles Edle und Große in ihm dem Untergange zueile.“

„Du scheinst sonach die Frauen zu verachten.“

„Verachten! Nein, wahrlich nicht. Ich halte sie vielmehr für die bessere Menschenhälfte, die aber von der stärkern niedergedrückt, auf Abwege gerathen, um das zerstörte Gleichgewicht einigermasen wiederherzustellen. Sie haben eine Seite ausfindig gemacht, von der sie den Mann unterjochen können, der ihnen alle andern Rechte benommen hat. Selten wird ein Weib

durch etwas andres, als durch die Hindernisse zum Bösen gebracht werden, welche das bürgerliche Leben ihrer Sinnlichkeit in den Weg legt. Man lasse dieser den Willen, und man wird größtentheils gute Weiber sehen."

„Den Willen? Du schwärmst, Alfonso. Wie wäre das möglich?"

„Auch ich weiß es nicht, aber wahr ist's. Und weil denn die Gesellschaft Einmal ihre festen Einrichtungen hat, so denke ich, rette sich, wer da kann, und suche mich zu retten. Doch ich vergesse, daß Valeria wartet. Leb wohl, Du lieber Eifersüchtiger, und merke Dir hübsch meine Worte. — Noch eins, meine Griechin wird in

einer Stunde hier seyn. Bringe sie nun mit auf den Abend, oder bleibe mit ihr, wie es Dir am bequemsten dünkt. Lieber würde es freilich mir und Valerien seyn, wenn Du uns nicht die ganze Zeit allein ließest. Man redet sich endlich doch aus. Der Graf bleibt in der Stadt, und wir könnten eine recht lustige Nacht im Freien verleben. Denk an die angenehme Laube und komm!

Rudolf befolgte den Rath, und fuhr in Dora's Gesellschaft hinaus. Die lebhafte Griechin verjagte ihm bald den Mismuth, der sich über Alfonso's Begünstigung von Valerien bei ihm eingeschlichen hatte.

Die Nacht war wunderschön. Aber

allen Jubel, mit dem sie gefeiert wurde, hätte Rudolf am Ende doch für ein stilles Plätzchen an der Seite Valeriens hingegeben, welche ihn von Zeit zu Zeit voll Verlangen an sich preßte, und dennoch, sobald er sich mit ihr von den Andern entfernen wollte, ein morgen! zuflüsterte, das ihn bei aller Melodie wenig erfreuen konnte.

Der Graf Morina hatte jetzt tagtäglich Verhinderungen auf das Land zu kommen, und Rudolf verlebte viel schöne Nächte daselbst mit der reizenden Frau, in denen sie einander mit einladenden Liedern entgegenkamen, und sich dann dem mannichfachen Muthwillen der Liebe durchaus überließen. Je fester sich aber durch diese

Lebensweise Valeria an Rudolf gezogen fühlte, desto lockerer wurden die Bande, welche sie an sein Herz gelegt hatte. Alles Schöne der herrlichen Gestalt hatte Rudolf genossen, und je stärker die Züge waren, in denen es geschah, und je öfter sie wiederholt wurden, desto seltener wurde die Begeisterung, worein sie ihn anfangs versetzte. Ja, er schien durch die Umstände auf einen Grundsatz zurückgeführt zu werden, um den Valeria und Alfonso ihn ärmer gemacht hatten, daß Bündnissen, wie das seinige mit Valerien, etwas höheres zum Grunde liegen müsse, als bloße Sinnlichkeit, wenn die wiederholte Befriedigung derselben, die Süßigkeit der ersten Hingebung behalten sollte.

Valeria war zu verständig, um keine Veränderung in Rudolfs Benehmen zu entdecken. Durch sichtbare Vernachläßigung des Alfonso, und dadurch, daß sie jetzt die Gesellschaften, die sie verehrten, mied, und sich fast einzig auf des Deutschen Umgang einschränkte, glaubte sie den gemachten Fehler zu verbessern. Rudolf, dem ihr Bestreben nicht entging, suchte es ihr wenigstens durch eine studirte Wärme zu vergelten. Denn Valeria hatte vom Anfange die Achtung gegen sich selbst zu sehr verletzt, um sie jetzt durch irgend etwas wieder zu erwecken, und je mehr Rudolf sich anstrengen mußte, ihrer Neigung Genüge zu leisten, desto mehr litt seine Neigung zu der schönen Frau, so daß die Fesseln, welche durch des Grafen aufs neue

wieder erwachende, zärtliche Laune gegen seine Gemahlin, deren Umgange mit Rudolfen angelegt wurden, diesem weniger drückend als wohlthätig waren.

Alfonso bemerkte Rudolfs Mismuth, und gab ihm, wenn er in düstern Gedanken saß, Kreide oder Pinsel in die Hand, und sagte: Dort quillt ewiges Leben hervor, mein lieber Rudolf. Dort hinein versenke Dich, und Deine beunruhigte Seele wird klar werden, wie der Ausdruck auf dem Gesicht Deiner heiligen Jungfrau. Rudolf hatte dieses Bild aufs neue bearbeitet, und wenn ihn nichts trösten konnte, so that es die glückliche Art, wie seine neue Himmelfahrt, von der

abstach, die er noch im våterlichen Hause gemalt hatte.

Zehntes Kapitel.

Es machte Rudolfen viel Unruhe, daß er seit langer Zeit keinen Brief von seinem Vater, und überhaupt vom Hause erhalten hatte. Schon drei Briefe waren an Leonoren abgeschickt worden, und noch keine einzige Antwort von ihr eingelaufen; nichts als herzliche Grüsse durch den Vater. Warum? dies

versuchte er sich hundertmal zu erklären, und gemeiniglich lief die Erklärung darauf hinaus, daß Leonorens innige Freundschaft für ihn, vor einer zärtlichern Neigung gegen einen Andern in den kindischen Kreis zurükgewichen wäre, aus welchem Jahre und Bildung das Mädchen selbst gezogen hatten.

Folgender Brief, den er einmal Abends auf seinem Tische fand, erklärte die Sache besser.

„Kennst Du mich noch, lieber Rudolf? Ich glaube es; aber daß Du mich auf den ersten Anblick wieder erkennen würdest, das glaube ich nicht. Die Blattern haben mir die Haut etwas fleckig, und eine Krankheit, die

ihnen folgte, mich blässer und hagerer gemacht. Ich weiß, daß Du zu lebhaften Antheil genommen hättest, darum bat ich, daß man mir es überlassen möchte, Dich davon zu benachrichtigen. Diese Nachricht aber wurde durch ein bösartiges Fieber, welches Deinen Vater befiel, aufs neue verspätigt. Nun, da er außer Gefahr scheint, kann ich erst wieder, wie ich wollte, schreiben. Wie ich wollte?!“

Wie ist Dir jetzt, Rudolf? Deine Kunst geht vorwärts, wie ich aus den neuern Briefen glauben muß, wenn Du schon nichts davon äußerst. Aber auch Du selbst? Ist mir's doch, als ob ich Dir, dem ich so wohl will, lieber die Unbehaglichkeit gönnte, von welcher Dein erster Brief

zeugte, als den Ton, in welchem die zwei folgenden geschrieben sind. Wie freute ich mich darauf, ihn recht aus voller Seele beantworten zu können! Wie trug ich die Antwort wörtlich in mir herum! Ich wartete ängstlich auf den Tag, wo meine Krankheit leidlicher seyn würde, um das Bischen Trost, das ich zu haben meinte, meiner Feder anzuvertrauen. Dein zweiter Brief kam, und ich hätte nicht mehr so schreiben können, wie ich erst wollte, gar nicht mehr so. Er handelte unter andern von einem gewissen Rafael. Alles freute sich, daß Du doch einen Freund gefunden hättest. Aber das grade schmerzte mich am meisten, denn was Du von den Eigenheiten dieses Menschen schriebst, machte mir ihn nicht lieber. Dazu kam, daß Du mir,

wie Du noch hier warst, eine zu große Idee von dem verehrten Rafael beigebracht hattest, und vielleicht that dieses, ich gestehe meine Schwäche, ihm grade den meisten Schaden bei mir. Wenn ich ein Mann wäre, so möchte ich weder Rafael heißen, noch Göthe. Solche Namen müssen sich drückend an die Entschlüsse der Leute hängen, die sie zum zweiten Male führen. Jeder, der mich ansähe, dächte, ich zöge eine Linie zwischen mir und dem großen Namen.“

„Ohne daß ich es wollte, bin ich auf Göthen gekommen. Woher ich ihn kenne? Aus einem Buche besonders, das ich in tiefer Nacht lesen mußte, um es Deiner Mutter zu verbergen, aus den Leiden des jungen

Werther. Ich habe einmal bis an den Morgen über das Buch geweint, und Du weißt doch, wie selten mir das sonst beim Lesen begegnet. Aber welcher Dichter ergriffe auch, wie dieser, der die ganze wahre Natur seiner Kunst dienen läßt. O Rudolf, ich läugne auch nicht, daß ich über Dich ebenfalls dabei geweint habe. Denn es ist mir zuweilen gewesen, als ob ich Dich und Dein kräftiges Streben gegen alle Unnatur in diesem Werther gesehen hätte. Die bürgerliche Welt zertrümmert den, der sich von dem Gemeinen sondern will. Sie will das einzige Ganze seyn, und betrachtet jeden, der auch noch außer ihr zu existiren sucht, als einen zu üppigen Zweig, gegen den sie die Scheere gebrauchen muß. Außer ihr ist kein Heil. Auch in dem kleinen

Kreise, in welchem ich lebe, habe ich diese Wahrheit auffinden können."

„Werther — daß ich wieder auf ihn komme — Werther gefällt mir übrigens besser, als Lotte. In ihn kann ich mich fester hineindenken, als in sie. Vor ihr kann ich mich der Scham nicht erwehren. Treflich ist sie und wahr geschildert, das räume ich ein, aber ich bin schwächer, als sie. Ich hätte die Pistolen nicht schicken können, wenn Du Werther gewesen wärest. —"

„Darüber habe ich viel mit Karln gestritten, der einmal, wie er spät noch Licht bei mir sah, mein Lesen unterbrach. Er blieb dabei, daß Lotte weit früher hätte anfangen sollen ver-

nünftig zu handeln. Ich fragte ihn, wenn denn die Vernunft sichtbar von ihr gewichen wäre, und ob nicht vielmehr alles sich unvermerkt so gefunden hätte, und so hätte finden müssen?“

„Müssen? antwortete er, und ich bat ihn nochmals, mir den Zeitpunkt zu bestimmen, wo Lottens Unrecht angegangen wäre. Er blieb aber bei seinem: weit früher.“

„Ich fühlte lebhaft, daß ich gar nicht hätte mit ihm in Streit gerathen sollen. Am Ende versprach er mir für den andern Tag ein Buch von weit besserm Gehalt. Er brachte es auch, doch hütete ich mich wohl, mein Urtheil darüber herauszulassen, weil er

mir sagte, daß die ganze gebildete Welt die Vortreflichkeit des Werkes anerkenne, und ich doch weder den Verdacht großer Anmaaßung, noch eines großen Unverstandes auf mich laden wollte.“

„O lieber Rudolf, ich fühle nur zu tief, daß Du mir fehlst, ob sich schon seit Deiner Abwesenheit einige junge Leute eingefunden haben, die mir zu verstehen geben, daß ich sie interessire. Ich wollte sie unterließen es, weil mir ganz ängstlich dabei wird, indem ich's für eine Artigkeit nehmen muß, die ich erwiedern soll, und doch nicht kann. Es geht mir bei diesen Leuten grade wie bei denen, die mit den Künstlern Einen Namen führen, deren ich eben gedachte. Ich verglei-

che zu sehr, und mit wem, kannst Du das errathen? Man soll niemand in's Gesicht schmeicheln, heißt es. Schmeicheln nicht! Wenn man aber selbst glaubt, was man sagt? — Wo wäre ich jetzt, wenn Du mich nicht gefunden und aufgenommen hättest? Was würde ich seyn, wenn irgend jemand von denen, die ich kenne, so vertraut mit mir umgegangen wäre, als Du? — —"

„Bis hierher hatte ich geschrieben, als Deine Mutter hereintrat. Glücklicherweise bemerkte sie mein Erschrecken nicht, und begnügte sich mit der Antwort, daß es ein Brief an Dich wäre. Wenn sie das Letzte gelesen, und sich auch unter denen gesehen hätte, denen ich nicht so in die Hände gefallen seyn

möchte, als Dir! Sie, die so wahrhaft mütterlich an mir handelt. Wie kränkend für sie, wie entsetzlich für die Undankbare. Man sollte solche Worte gar nicht niederschreiben, wenn einem die Zeit mangelt, sie für jeden Dritten in das hellste Licht zu setzen. Ich rechnete freilich nur auf Dich, von dem ich kein Misverstehen fürchten darf; aber wer bürgt mir, daß nicht nachher noch einmal, ganz ohne Deine Schuld, dieser Brief in unrechte Hände komme, und als Zeuge eines Undanks aufgeführt werde, dessen ich mich ewig unfähig halten muß. Vernichte den Brief, Rudolf, sobald Du ihn gelesen."

„Dein dritter Brief sagt mir von dem Bilde meines Leonardo. Meines,

sage ich, denn ich fühle, daß seit Antoniens Tode jede ihrer Empfindungen mein geworden ist. Wie wünschte ich doch das Bild zu sehen! Du hättest seitdem wieder schreiben können. Hat sich etwa die Spur, welche sich zeigte, aufs neue und gänzlich verloren? Höre Rudolf, die Besitzerin des Bildes gefällt mir so wenig, wie jener Rafael."

„Wie geht es mit Deiner Kunst? Achtest Du mich so gering, daß Du mir gar nichts darüber schreibst. Außerhalb der Kunst lebt der Künstler immer nur halb. Warum willst Du Dich mir nicht in Deinem vollen Leben zeigen? Hast Du noch zuweilen drückende Zweifel an Deinem Talent?"

„Hier sprachen wir, weißt Du noch? recht oft über das alles. Aber

seitdem scheint sich vieles geändert zu haben! — Kannst Du wohl glauben, lieber Lehrer, daß ich mich jetzt mit Landschaftszeichnungen beschäftige? Du wirst Dich wundern, da Du mir doch so oft die landschaftlichen Darstellungen aus Gründen herabsetztest, und ich sonst Deine Lehren befolge, auch wenn ich die Gründe nicht wahrnehme, auf denen sie beruhen! Ein so kleines Talent aber, wie das meinige, glaubte ich, könnte sich seiner Neigung immer überlassen, da es nichts großes zu versäumen hätte, und meine Neigung forderte mich längst schon auf, den Ort nachzubilden, wo Du mich kennen lerntest. Daß Deine That mir zur Staffage gedient hat, kannst Du denken und auch sehen; denn in einer oder einigen Wochen wird Dir ein Rei-

sender die Kleinigkeit überbringen, welche Dich freilich nicht weniger von Kraft und Fertigkeit in mir, als von meinem Andenken überzeugen wird. Möchte Dir die Ueberzeugung doch auch lieb seyn!"

Eilftes Kapitel.

Rudolf ward auf wunderbare Weise von dem Briefe ergriffen. Das Zutrauen und das Mistrauen, von denen er zugleich zeugte, und das überall durchblickende Sehnen, die hier und da vorkommenden Spuren eines Misfallens, wovon sich Leonora vielleicht selbst nicht genaue Rechnung ablegen konnte; alles zusammen erweckte mächtig einen Wunsch, den die Besorgniß, daß er nie erfüllt werden möchte, zeither in Schlummer gewiegt hatte. Er konnte aus dem Briefe jedes um seinet-

willen erzwungene Lächeln, jede Bewegung des Mädchens herauslesen. Valeria und sie! sagte er einigemal laut, und würde in eine unverdiente Selbstverachtung versunken seyn, wenn er von der einseitigen Ansicht seiner Verbindung mit der Florentinerin nicht abgegangen wäre. —

Mit dem Bilde war Rudolf freilich nicht glücklich gewesen. Valeria hatte ihm seine Fragen deshalb nie beantwortet, und selbst da er vor Kurzem einmal einen Augenblick seliger Trunkenheit dazu benutzte, nichts weiter gesagt, als daß ihr Gemahl allein, um alle diese Bilder und deren Ursprung wisse. Er wendete ihr ein, wie sie dem Rafael vormals doch einen Argwohn beigebracht habe, der

nicht auf gänzliche Unwissenheit schließen lasse.

„Weil ich ihm den Alfonso damals noch hinter das Bild verstecken wollte!“ rief sie lachend.

Als Rudolf aber weiter in sie drang, schien sie verdrüßlich zu werden, und je öfter sie Rudolf nachher daran erinnerte, desto merklicher war ihr Verdruß. Sie schloß nämlich aus einigen Reden des Deutschen, das Original jenes Bildes müsse irgend ein Nebenbuhler von ihrem Freunde seyn.

Rudolf wandte sich endlich an den Grafen selbst mit der, vielleicht zu wenig eingeleiteten, Frage.

„Ich weis nicht, wie Sie auf das Bild kommen!“ sagte der Graf verwundert, und nicht in dem gefälligsten Tone. „Als Künstler kann es Sie nicht interessiren, denn der Maler, sehen Sie wohl, ist kein Künstler gewesen!“

Rudolf wollte sich erinnern das Urbild gesehen zu haben.

„Das Urbild, mein Herr?“ rief der Graf und sein Gesicht änderte die Farbe. „Und das vor kurzem? In diesem Jahre?“

„Ja.“

Des Grafen Fassung fand sich sogleich wieder, und er sagte: „Dann, mein Herr, ist Ihnen eine Traumgestalt, oder ein Andrer erschienen, die-

ser Mann liegt seit anderthalb Jahren im Grabe."

Der Graf faßte Rudolfen ins Auge, als dieser sich das Gemålde nochmals betrachtete, und über eine Schramme schwerer athmete, die noch deutlicher zu erkennen gab, daß dieses Gesicht mit dem im Ringe eins und dasselbe war.

Rudolf wollte wenigstens wissen, wer der Verstorbene gewesen. Je mehr ihm aber daran zu liegen schien, destomehr versicherte ihm der Graf, daß ihm nichts daran liegen könne, und schon den Tag nachher war das Gemålde im ganzen Hause nicht mehr zu sehen.

Rudolfs Mismuth wurde durch den Ueberbringer von Leonorens Landschaft

zerstreut. Ein reicher Kaufmann, ein durchaus gemeiner Mensch, dem er sonst immer weit aus dem Wege gegangen, weil ihm keine Zeitverschwendung empfindlicher war, als die ein Gespräch mit solchen Leuten erfordert. Und jetzt schien es ihm Wohlthat den Kaufmann zu sehen. Die Gegend, aus der er kam, erhob den Mann zu seines Gleichen, und die Beantwortung der Fragen, welche dem jungen Künstler so nahe lagen, gab dem leeren Menschen ein bedeutendes Gewicht. Ueber die Zeichnung selbst erstaunte Rudolf in mehr als einer Hinsicht und er konnte den Brief nicht länger zurückhalten, dessen wesentlichster Inhalt schon nach dem Empfang von Leonorens Briefe, zum Niederschreiben fertig gewesen war.

„Leonora, willst Du mein seyn mit Leib und Seele, und kannst Du's? Denke wohl nach, meine Liebste. Kein Schritt Deines Lebens ist wichtiger, keiner darf dem Zufalle weniger überlassen werden. Antworte mit ja, oder gar nicht. Im letzten Falle soll dieser Zeilen nie weiter Erwähnung geschehen. —"

„Leider, Leonora, hast Du's mit dem Bilde errathen. Noch gebe ich indessen die Hoffnung nicht gänzlich auf."

„Du hättest mir die Pistolen nicht schicken können? Gieb sie immer, wenn ich einmal darnach frage, und fürchte nichts von meiner Verachtung des bürgerlichen Lebens. — Ihre Wurzeln sind jedoch zu tief in mir,

als daß sie nicht bleiben sollten. Weißt Du woraus sie ewige Nahrung gezogen haben? Mein Vater hatte schon einmal einen zu hohen Sinn für den hohen Posten, den er bekleidete. Er verlor seine Ministerstelle, weil ein gemeiner Mensch besser zu passen schien. Ich war damals noch sehr jung, aber mein Vater war auch mein Lehrer gewesen. Er hätte meinen Blick gern von seinem Falle abgekehrt, allein ich sah nichts als diesen. Ich forschte tiefer; ich ließ die bürgerlichen Verhältnisse alle an mir vorübergehen, und beschloß, eher umzukommen, als mich in Dienste des Staats zu begeben. Ich änderte meinen Entschluß auch nachher nicht, wie mein Vater einen größern Einfluß erhielt, als er jemals gehabt hatte. Er schien mir

Recht zu geben, wenn er's auch durch nichts weiter bewies, als daß er meine Unabhängigkeit gegen die Stiefmutter in Schutz nahm."

„Dennoch treibe ich mich in den bürgerlichen Kreisen, zuweilen sogar mit Wohlbehagen, herum. Man muß scheinen, die Welt will das so, und ich darf nichts weiter, als zuweilen ein Lachen unterdrücken. Ich mag zwar wohl dann und wann eine so possirliche Miene davon tragen, wie ein junger Mensch, der vor lauter Ehrfurcht das Niesen gewaltsam zurückhält, aber mitunter soll ich mich wirklich ganz natürlich nehmen. Mit sogenannten Vornehmern will mir's indessen nicht sonderlich glücken. Ich spreche so wenig mit ihnen, daß ich

mir manchmal den Vorwurf der Blödigkeit zuziehe. Daß ich aus Stolz und bequemem Wesen so handle, sieht niemand ein, und das kommt mir sehr gelegen. Doch habe ich neulich einen, der mich mit Herablassung aufzumuntern wagte, durch das Wörtchen: Wurm! welches ich einem Andern bei ähnlicher Gelegenheit gesagt zu haben vorgab, ziemlich stutzig gemacht, und mußte eine Schmeichelei zu Hülfe nehmen, wenn er den Wurm, der ihm so nahe lag, nicht auf sich selbst beziehn sollte."

„Aber glaube ja nicht, daß ich einen Theil meines Lebens an diese erbärmliche Puppenkomödie wegwerfe, ohne mich darüber recht herzinnig zu erlustigen. Schreibe ich doch sogar

das Lächerlichste nieder, und hoffe die Welt noch einmal über sich selbst lachen zu machen, wenn ich's herausgebe. Wir haben gewiß manchen Charakter vollständig auf dem Papiere, ich und Alfonso. Von dem habe ich Dir wohl aber noch kein Wort gesagt. Desto besser, so kann ich gleich damit anfangen, daß er ein Maler ist, im guten Sinne des Worts, und Deine Landschaft, und Dich aus derselben, recht liebgewonnen hat. Er kannte Deine Geschichte nicht, war daher von dem Inhalt der Staffage blos durch die Landschaft selbst unterrichtet, und den sagte er mir so ganz ohne Verzug her, daß mich's herzlich freute. Man trift jetzt gar zu wenig eigentlich historische Gemälde, welche sich gnüglich aussprechen. Die Künstler vertiefen sich

oft in eine Menge verwickelter Gestalten, daß ich nicht weis, was für übermenschlichen Scharfsinn sie dem Beschauer zumuthen (des Unfugs mit der Allegorie will ich hier gar nicht gedenken). Die meisten haben sich wohl gar selbst bei ihren Gemälden zu wenig gedacht, um eine Handlung zu zeigen, und der große Haufe der Landschafter erst, der meint gewöhnlich, daß auf ein paar alberne Figuren mehr oder weniger nichts ankäme. Ich kenne recht berühmte Bilder von Handarbeitern dieser Art."

„Um so inniger, kannst Du Dir vorstellen, bin ich durch Dein Werk ergözt worden. Und Alfonso hat mich gar um Dich beneidet. Er verbat sich mein kleinliches Urtheil im ganzen

Ernste, als ich den Bewunderer zum Scherz auf einige Inkorrektheit in den Figuren aufmerksam machen wollte, und donnerte über die Stümper los, von denen wir umgeben wären, die weiter nichts zu loben wüßten, als das Korrekte, und in deren Umgange ich noch würde verdorben werden. Ich kann nicht sagen, wie lieb mir der Eifer den Alfonso gemacht hat. Und Dir nicht auch, meine Liebe? Ich sollte meinen, daß ihm das ein besseres Urtheil erwerben müsse, als dem armen Rafael wiederfahren ist. Das klingt ein wenig boshaft, nicht, Leonora? Aber ich mußte mich doch wegen der Beschämung rächen, in die ich eben durch Deine Verurtheilung gerathen bin. Das wenige, das ich Dir von Rafael sage, setzt Dich in

Stand seinen Unwerth zu bestimmen, ich lebe mit ihm, und werde lange nachher erst Deiner Meinung. Wenn ich nicht irre, so steht auch in meinem letzten Briefe kein Wort mehr von diesem Rafael."

„Mit Alfonso denke ich's besser getroffen zu haben. Wir theilen alle Begriffe, außer von den Weibern, über welche er ganz anders denkt als ich. Er behandelt sie, wie alles, was nicht Kunst ist, als bloßes Spiel. Für die Kunst aber, meine Theure, geht seine Liebe weit in die Schwärmerei hinein, und es ist mir allezeit der schönste Genuß ihn darüber sprechen zu hören. Sein Auge glühet dann von einem himmlischen Feuer. In jeder Muskel ist Leben sichtbar, und

die Worte strömen mit hinreißender Gewalt über seine Lippen. Rücksichten nimmt er gegen niemand. Doch hütet er sich wohl vor des Pöbels Ohren diese Sprache zu führen, und ich besinne mich auf ein einziges Mal, wo er einen neumodisch aufgeklärten Kardinal, der Alfonso's fromme Bilder aus ungläubigem Herzen wollte fließen sehen, diese Beleidigung in religiöser Begeisterung verwies. Das Gemeine, spricht er sonst, ist nichts werth, als gemeine Rede, weil es keiner andern fähig ist, und die Bildung des Gemeinen kann niemand angesonnen werden, denn sein Naturell eignet sich nicht, sie zu empfangen. Auch der größte Theil der hiesigen Künstler wird von Alfonso wie die Andern behandelt. Er redet mit ihnen von Zeichnung, Ko-

lorit, Anordnung u. s. w. aber von dem Seelenvollen der alten Gemälde spricht er selten, weil er weiß, daß ihn dieses gemeiniglich weiter reißt, als er mit solchen Leuten gehen will. Alberne Urtheile selbst machen ihm öfters mehr Vergnügen als Aergernis. So haben wir beide herzlich über einen Maler gelacht, den man in Deutschland einen großen Mann nennt, und der in den Paar Tagen, welche er hier zubrachte, den großen Rafael ziemlich mittelmäßig zu finden schien. Der Mensch führte einen zu vornehmen Ton, um nicht etwas von ihm zu erwarten. Als wir aber seine kleinen Arbeiten gesehen hatten, dann mußten wir freilich aus seiner Wohnung eilen, weil sich unser Lachen nicht wollte aufschieben lassen. Wir

Deutschen machen es den Leuten kinderleicht große Männer zu heißen. Wer zu der sogenannten Prachtausgabe eines Dichters ein Paar leidliche Bildchen zusammengestoppelt, und etwa einen guten Freund an einem gepriesenen Journale hat, der erfährt gar bald, daß sein Name auf die Nachwelt kommen werde, wenn auch die Nachwelt selbst diese Erfahrung entbehren müßte.“

„Du siehst, ich eifre noch wie bei Euch, wo meine Mutter mich immer deshalb unbescheiden schalt, und mir eine Arroganz vorwarf, die ich niemals gehabt habe. Muß ich denn darum, weil ich andre Künstler gering achte, meine eignen Werke für groß halten? Mein Streben ist groß, dies

erkenne man daraus, und weiter nichts. Aber gewiß wäre ich noch viel kleiner, als ich bin, wenn ich mir hier nicht selbst überaus klein vorkommen sollte. Aus dieser Empfindung sogar, die mich erst so uneins machte mit mir, fange ich an den Trost zu schöpfen, daß ich wirklich ächten Sinn für die Sache habe. Ich arbeite fleißig, und Alfonso findet etwas in meinen Arbeiten. Nie soll auch die frivole Galanterie, welcher sich unsre Künstler so gern überlassen, den heiligen Ernst aus meinen Darstellungen verdrängen. Wer das Geschrei der Menge nicht verschmäht, kann nie ein reines Lob der Bessern sich erwerben. Unter der Menge verstehe ich aber keinesweges einen einzigen großen Stand, sondern eine ansehnliche Klasse, die sich über

alle Stände verbreitet. Wenigstens will ich die hiesigen allergemeinsten in bürgerlicher Hinsicht darunter nicht verstanden wissen. Ja, ich wünschte vielen unsrer gelehrten Kunstkenner, das verständige Urtheil, welches jene Leute über Kunstwerke zu fällen pflegen. Wer sein Auge von Kindheit an unwillkührlich mit großen Gegenständen nährt, dessen Geist wird unvermerkt und tiefer geläutert, als ein andrer, bei welchem die Lehre das meiste thun muß. Bist Du doch selbst vielleicht mehr durch das Anschauen einer großen Seele, als durch deren Unterweisung, auf den Punkt gekommen, wo ich Dich sehe. Nein, Du wirst nicht mehr dem Gemeinen anheim fallen; diese Furcht habe ich aufgegeben."

„Im nächsten Briefe vielleicht etwas, das ich gern hier anfügte, und doch nicht kann, und nicht dürfte, wenn ich's auch könnte. Für jetzt nichts weiter, als daß ich Deine Antwort mehr als jemals herbeisehne.“

„Alfonso läßt Dich grüßen.“



Zwölftes Kapitel.

Rudolfs Brief traf zu freundlich und tief in Leonorens Herz; sie konnte keinen Augenblick zögern.

„Schon längst“ fing die Antwort an, „betrachte ich mich als die Deinige, wenn ich gleich nicht wußte, ob Du mir dieselben Rechte geben wolltest auf Dich. Es schien mir sogar, als ob ich einen geheimen Zusammenhang, einen besondern Wink der Vorsehung in unsern Schicksalen erblickte, welcher

auf die engste Verflechtung unsres künftigen Lebens hindeutete.“

„Du lächelst, und ich sage nichts weiter, als daß ich meine heiligsten Ahnungen durch Deinen letzten Brief in erfreuliche Gewißheit verwandelt sehe, daß ich Dir angehöre, wie nur irgend ein Mensch dem andern. Dies die Antwort auf jene Zeilen, welche vergessen seyn sollten, wenn meine Gesinnung — — Ich schreibe es nicht aus, ich bitte Dich nur, daß Du sie niemals vergessen mögest. Das ganze Haus scheint mir mein Glück zu gönnen, am lebhaftesten äußerte es der gute kranke Vater. Krank ist er, ja, ich hätte das Wort vor Dir nicht aussprechen sollen; wenigstens will ich hinzusetzen, daß die Aerzte die beste

Hoffnung geben. Anfangs sah es gar übel aus. Ach, welch ein Schmerz für mich, wenn dieser Mann seine Kinder nicht hätte in ihrem ganzen Glücke sehen können, was er doch so sehr wünscht, und so sehr verdient."

„Deinem Alfonso meinen Gegengruß. Er habe, sage ihm, meine Landschaft nur gelobt, und das wäre freilich wenig; doch immer noch mehr, als was Du darüber gesprochen hättest."

„Ich sende Dir hierbei das theuerste Stück, welches ich besitze, den Ring von Antonien. Er paßt an Deinen kleinen Finger, das weiß ich. Einst nehme ich ihn wieder, wenn Du mich selbst dafür empfängst. Trage ihn bis dahin stets. Er erinnere Dich an mich

und den Mann, dessen Bild er in sich faßt. Du wirst ihn finden, Rudolf, Du, Du! Nur mit Deinem Tode würde ich an dieser starken Ahnung verzweifeln. O stirb mir nicht, guter Rudolf.“

„Verrathe auch ja nicht mein Geheimnis an die Dame aus Florenz. Ich hätte nicht gern etwas theures mit ihr gemein. Und warum hast Du mir denn im letzten Briefe kein Wort von ihr gesagt? Den Rafael erwähntest Du; sie nicht!“

„Lies ja keinen Vorwurf aus diesen Zeilen heraus. Eine einfache Frage liegt in ihnen; weiter nichts. Eine Frage, die nicht einmal Antwort verdient, Du hast Recht; aber Verzeihung doch? — —“

„Dein Vater rief mich ab. Er errieth mein Schreiben, und trägt mir auf, Dir von seinem Segen über unsre Verbindung zu sagen. Ach, nur er versteht es hier, wie gern ich das sage.“

„Ich hätte Dir noch gar vieles zu schreib n, aber die Post, die Post! — Dein Brief kommt doch bald? Glaube ich nicht sogar, nun ein Recht zu haben, es zu verlangen?“

Nach diesem Briefe war das Glück bei weitem das überwiegende Gefühl in Rudolf, wenn ihm schon Leonorens Argwohn wegen der Florentinerin, so leise sie ihn auch vorgebracht hatte, grade durch das noch vernehmlicher wurde, was ihn wieder verbergen sollte. Er fühlte, daß er die Scho-

nung nicht ganz verdiente, wenn schon von eigentlicher Schuld nicht die Rede seyn konnte. Zwar hatte ihm, die zweite Nacht in der Laube, der Sturm der Lust eine Versichrung entrissen, aber diese wurde damals von Valerien lächelnd zurückgewiesen. Seitdem war er besser auf seiner Hut gewesen und wenn die Florentinerin neuerlich die Versichrung lächelnd wieder gegen ihn erwähnte, so redete er ihr von dem Ruhme vor, daß sie ihn ja von seiner Thorheit befreit hätte; ein Ruhm, der ihr nun selbst etwas zweideutig vorzukommen schien. Ja, es gewann das Ansehen, als ob sie jene Versichrung jetzt nur wiederholt haben wollte, um sie ernstlicher aufzunehmen. Ueberhaupt wich Valeria immer merklicher von ihren lustigen Grundsätzen. Es wurde

ihrer Eitelkeit tagtäglich klarer, daß Rudolfs Vertraulichkeit sich im Höflichen zu verlieren drohte, und gerade dieses zog sie mächtiger an ihn hin. Alles wurde vermieden. Sie suchte Rudolfen durch tausend Dinge zu überzeugen, daß alle in ihrem Hause in der Achtung der reizenden Frau tief unter ihm stünden. Dennoch wurde er seltener in Valeriens Hause, und hätte den Weg mit Freuden ergriffen, auf dem er für immer diesem Hause entkommen wäre.

An Leonoren schrieb er:

„Nach Deiner Antwort athme ich erst wieder mit meiner ganzen Seele. Ich darf wieder reden mit Dir wie ich will, doch will ich nicht reden, was

ich wollte, da Du es im Anfange Deines Briefes selbst aufs deutlichste ausgesprochen. Du bist mein: Ich war heimathlos; ich hatte kein Eigenthum, denn außer Dir, was hatte ich da? Dein ja! öfnet mir den Mund. Ja, das Schicksal hatte Dich mir gleichsam feierlich zugesagt, und doch fürchtete ich immer eine feindliche Kraft, die ihm wohl entgegen wirken könnte. Die Kraft ist untergelegen. Ich fühle das mir bestimmte Glück in meinen Armen, und der heiterste Glaube in mir hat die glücklichste Bestätigung erhalten. — Ich will nicht sagen, was ich doch sage, siehst Du wohl? Ich schreibe verworren. Aber blitzt nicht eben aus dieser Verworrenheit die Flamme meiner Liebe nur um so heller? —“

„Der Glaube im allgemeinen ist in mir gewachsen, und breitet seine sanften Flügel tagtäglich weiter aus. Ohne ihn fange ich an, mir leer und armselig vorzukommen.“

„Alfonso mag auch einen Theil daran haben. Der Arme ist krank, vielleicht zum Tode. Doch hält sich sein Geist frei, wie zuvor, und die schönen Heiligen, welche sich mild zu ihm herabneigen, sprechen ihm von hieraus erquickende Worte zu. Es scheint ihm kein Unterschied zwischen Leben und Tod. Ob er hier oder dort sich der Kunst weihe, meint er, sey eins. Es komme nur darauf an, ob er würdig sey, den großen Rafael in seiner Herrlichkeit zu sehen, oder ob er noch hier dahin arbeiten müsse. Er fürchtet bei-

nahe das letztere, und nur in dieser Hinsicht wünscht er zu leben, damit er nicht in zu großer Beschämung vor dem Unerreichbaren stehen möge. Auch seine Fieberträume zeugen von hoher Phantasie, zuweilen von einer heiligen Entzückung. Er scheint darin nichts zu sehen, als den Rafael, und Michel-Angelo, und deren Fortschritte in einem bessern Leben. Seit heute erst hab ich einige Hofnung, daß er uns noch bleiben werde.“

„Was macht mein Vater, mein theurer Vater? Böse Träume wegen seiner und Deiner habe ich gehabt. Wenn er stürbe, während ich noch hier bin, an welchen Geist wolltest Du Dich dann im Hause halten? Könntest Du mir doch recht bald be-

stimmte Nachricht von seinem Zustande geben.“

„Ueber Deine Landschaft hätte ich freilich etwas sagen sollen. Hier ist es. Du hast gerade die Ansicht gewählt, die ich mir längst schon für diese Szene ausgesonnen hatte. Ein Beweis mehr, daß wir beide aus Einem Auge sehen. Das Ganze ist schön gedacht, die Baummassen kräftig gehalten, Harmonie, ohne Schlaffheit. Mit Recht hast Du lieber stellenweise etwas hart, als zu weichlich vorgetragen.“

„Auch von der Landschaft im allgemeinen hätte ich reden mögen. Doch ich schäme mich fast. Nicht dessen, was ich reden sollte, sondern über das, was

ich sonst redete. Warum aber mich schämen? Ist nicht eben die Aenderung meiner Urtheile ein Beweis, daß ich der Verbesserung nicht widerstrebe? Wie von der Kunst im Ganzen, so hat sich auch mein Begrif von der Landschaft umgeschmolzen. Barbarisch genug wollte ich sonst diesen lieblichen Zweig völlig abgeschnitten sehen. Ich träumte vom Idealen, das sich mit ihr nicht sollte vereinigen lassen. Jetzt aber, da ich dem Idealen jeder Art näher lebe, hat sich's geändert, so daß ich manchmal über die terroristischen Aussprüche lächle, womit ich vormals viel ehrliche Leute in die Enge zu treiben dachte. Die Kunst ist zu mannichfach, um sich in solche einförmige Systeme zu schmiegen. Ist die Landschaft geringer als die Menschendarstellung;

nun gut. Aber folgt daraus, daß man sie verwerfen muß? Ich hoffe nächstens darüber ausführlicher seyn zu können. Fahre indessen immer auf dem Wege fort, es ist gewis der rechte. Ungesucht hast Du ihn gefunden, muß daher nicht eine sichrere Richtung in Dir seyn, als in mir? In den Frauen überhaupt möchte ich sagen! Schon durch Ahnungen werdet ihr zur Wahrheit geleitet, während wir den Weg dahin, nach langem Schwanken, mit Mühe antreffen.

„Für den Ring kann ich Dir nicht danken. Er ist nur die symbolische Darstellung von Dir. Für Dich selbst aber habe ich Dir ja schon gedankt, und werde es ewig. Doch soll der Ring so fest an meinem Finger blei-

ben, als Dein Geheimnis in meinem Herzen.“

„Kein Mistrauen, Leonora. Ich bin nur Dein. Sey aber so gut, meine Theuerste, und verhülle mir Deine Gedanken weniger als in dem letzten Briefe, und setze niemals eine Bitte um Verzeihung dahin, wo Du passender sagen könntest: Ich verzeihe Dir, daß Du einen Argwohn in mir veranlaßtest. — Ich habe die Veranlassung gegeben, aber der Argwohn war grundlos. Das beruhige Dich.“

„Um mein Andenken an Dich zu beweisen, sende ich Dir hier nebst meinem Bilde, das Du einst verschmähtest, weil ich nicht schön bin, das Deinige. Sage mir einmal, ob mein

Gedächtniß, aus dem ich es gemalt habe, seine Verdienste diesmal verleugne.“

Dreizehntes Kapitel.

Zu gutmüthig, um dem Wohlwollen Valeriens, unartigen Eigensinn entgegenzusetzen, hatte Rudolf noch zuweilen einen Abend bei der Italienerin zugebracht. Wenn er schon den höchsten Forderungen ihrer Zärtlichkeit immer auszuweichen suchte, so war es doch

manchmal unmöglich gewesen, dem blässer gewordenen Gesicht, dem klagenden Auge, den verlangenden Athemzügen der zarten Frau Widerstand zu leisten.

Doch, weil Alfonso's Fieberanfälle noch fortdauerten, war er eine geraume Zeit nicht in's Haus der Gräfin gekommen, und hatte dem Begehren ihrer öftern Briefe, nur durch Briefe geantwortet.

Eines Abends erschien daher Valeria unter dem Vorwande des Krankenbesuchs einmal selbst. Alfonso hatte grade mit Geistern viel zu schaffen, und erkannte Valerien so wenig, wie seine Wärter.

„Laß uns, Rudolf,“ flüsterte sie, „aus diesem ängstlichen Zimmer. Ich bin der Geisterwelt zu abgeneigt, um nicht hier ein unbehagliches Grauen zu fühlen. Du sagtest ja selbst, daß er sich auf die Griechin verlassen könnte. Komm, Rudolf!“

Und unter der Thräne der schönen Florentinerin glomm die entbehrende Sinnlichkeit so reizend, daß die Griechin, welche das Entbehren jetzt besser als eine kannte, auf die beiden zukam, der Gräfin freundlich die Hand drückte, und Rudolfen sagte, daß Alfonso ja in ihren Händen bliebe.

Festumschlungen ging Rudolf mit der Gräfin ab. „Ja, Du mußt die Nacht bei mir bleiben“ sagte Valeria

unterweges, als sie schon dem Hause nahe kamen. „Alfonso's helle Phantasien haben mich zu stark erschüttert. Mein Gemahl ist unartig genug gewesen, der Krankheit meines Bedienten nicht zu achten, und die seinigen alle beide mit auf eine kleine Reise zu nehmen, Faustina aber träumt ohnedem immer von Gespenstern.“

„Du glaubst ja sonst nie an solche Dinge, Valeria? Und heute wirst Du von den Phantasien eines Fieberkranken schon um Deinen Unglauben gebracht?“ erwiederte Rudolf lächelnd.

„Ich glaube es auch noch nicht, aber —“

Und in dem Augenblicke trat eine hohe, weiße, verschleierte Gestalt hin-

ter der Ecke des Hauses hervor. Valeria sties einen Schrei aus und klammerte sich fester an Rudolf. Rudolf selbst blieb nicht ohne Erschütterung. Die Verschleierte richtete ihre Blicke auf beide, indem sie still vorüberging.

Um dem Thürsteher den späten Besuch zu verbergen, hatte Valeria den Schlüssel zu einem Seiteneingange mitgenommen. Rudolf schloß auf und trug die schöne Erschrockene in ihr Zimmer. Seine Liebkosungen brachten sie aus der Geisterwelt zurück.

Es kam auf den Ring die Rede, und Rudolf, der sich schon längst vorgenommen hatte, in diesem Falle ganz offenherzig zu seyn, konnte es diesmal doch nicht. Valeria lachte zu spöt-

tisch über die altmodische, plumpe Fassung desselben, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die Geberin zu nennen. „Ich trage ihn meiner Mutter zu Ehren!“ sagte Rudolf mit einem Ernste, der ans Finstre grenzte, und die Gräfin versicherte, daß sie den alten Ring sicher nicht erwähnt hätte, wenn sie diese Umstimmung seiner Laune dadurch, hätte voraussehen können.

„Schon?“ rief sie, eine Stunde nachher, als er sich nicht länger halten lassen wollte, und begleitete ihn, beide Hände, wie im Krampf um ihn schlingend, und die Wange an seine Brust gelegt, durch ihr Zimmer.

Ein Schritt zurück, und ein tiefer Athemzug von Rudolf, als sie in den

Bildersaal kamen, mußten Valerien erst beweisen, daß es außer diesem Manne noch etwas gäbe. Sie blickte auf, und ihre Haare stiegen empor. Die weiße Gestalt von vorhin, stand in dem Saale.

Rudolf wollte auf sie zu. Aber Valeria schrie und faßte ihn so gewaltig bei den Händen, daß er zurück mußte. Die Gestalt hob den Schleier auf, und zeigte auf den leeren Platz, wo Leonardo's Bild gehangen hatte. Sie wandte ihr Gesicht nach dem Erschrocknen, und der Mond fiel darauf. Rudolf wich vor Schrecken bis in das Nebenzimmer zurück, denn es war wirklich ein Geist; es war die gestorbene Antonie. Indem er aber wieder vorwärts wollte,

um den Geist zu fragen, schlug Valeria die Thüre zu.

All ihr Flehen half nichts. Rudolf ließ nicht eher nach, bis sie, von ihm begleitet, nach dem Schlüssel ging. Rudolf eilte zurück zur Oefnung der Thüre. Der Saal war leer, auch weder auf der Treppe noch in den Straßen eine Spur von der Gestalt zu erblicken.

Ein Brief mit schwarzem Siegel lag zu Hause auf dem Tische, als Rudolf zerstört hinein trat. Eine Ahnung von dem Inhalte befiel ihn um so zermalmender, da Leonorens gute Nachrichten von seinem Vater, alle Furcht davor aus ihm vertrieben hat-

ten. Mit Segensworten für Rudolf war sein Vater aus der Welt gegangen.

Rudolf wankte, wie trunken, in die Nebenstube, um nach Alfonso zu fragen, dessen Krankheit sich ebenfalls zur Besserung angelassen, und dann verschlimmert hatte. In Fieberhitze stieß dieser grade ein Gebet zu der heiligen Magdalena aus.

Rudolf fürchtete unter diesen seltsamen Ereignissen um den eignen Verstand zu kommen. Er bedauerte den Alfonso, aber ein Wärter versicherte, daß solche Gebete mit der Gewalt eines plötzlichen Wunders auf sein Wohlseyn wirkten.

Der sonderbare Klang der Gebete blieb vor Rudolfs Ohren, als er schon wieder hinweg war, und vor seinen Augen stand bald seines Vaters Leiche, bald Antoniens Schatten. So lag er auf dem Sopha.

Fast ohne es zu wollen, griff er an seinen Finger nach dem Ringe. Der mußte verschwunden seyn, denn er wußte gewiß, daß Valeria ihn nicht genommen, und zum Verlieren hatte er zu fest gesessen. Er suchte überall, aber auch überall vergeblich nach dem Ringe.

Er wollte nicht eher ruhen, bis er in ein genaueres Verhältnis mit dem unkörperlichen Wesen gekommen wäre. Dieses mußte mit dem Verluste des

Ringes zusammenhängen, meinte er. Und sollte er deshalb alle Abende in Valeriens Bildersaale zubringen, er mußte die Gestalt befragen.

Es war noch ziemlich früh, als er nach dem Hause der Gräfin ging. Alles verschlossen. Der Thürsteher sagte kurz und finster, daß die Gräfin in der Nacht schon mit ihrem Gemahl abgereiset wäre.

„Wohin?“

Danach möge er sich anderswo erkundigen. Die Hausthüre flog wieder zu.

Vierzehntes Kapitel.

Diese Begebenheiten zusammengenommen, hatten Rudolfen gleichsam in einen fortdauernden Traum versenkt, aus dem ihn nichts als der ungemeine Schritt wecken konnte, den Alfonso in der vergangenen Nacht der Gesundheit entgegen gethan hatte.

Alfonso kam selbst auf sein Zimmer, und konnte die Stärkung nicht genug beschreiben, welche ihm in der Nacht von der heiligen Magdalena gereicht worden wäre. Wenn er nur Rafael

wäre, meinte er, um die Gabe zu haben, diese liebe Gestalt allem Volke zu zeigen. Versuchen müßte er's. Und von dem Versuche war auch niemand fähig ihn abzuhalten. Er zeichnete den ganzen Tag und fragte, weil man die Bemühungen dagegen zu oft erneuerte: ob man denn immer noch meine, daß die plötzliche Veränderung nicht von heiligen Händen herrühre? ob denn der Gang der Natur solche Sprünge mache? und ob in seiner Zeichnung auch gar nichts von einer Begeisterung sichtbar sey, welche sie eines Bessern belehre?

Wirklich lag etwas Außerordentliches in seiner Mine, wie in der Zeichnung. Er hatte sich selbst dargestellt, wie ihm die Fromme den Be=

cher des Lebens reicht. Alle staunten über die göttlichen Züge der Heiligen, durch deren Gesicht nur noch eine leise Spur von Reue über die längst vergebenen Sünden ging. — Ein einziger Wärter blieb ungerührt, der sich schon mehrmals durch ein dummes Lächeln über Alfonso's Frömmigkeit ausgezeichnet hatte. Es war dem Kranken nicht entgangen, und er konnte es nicht länger dulden. Der Mensch mußte sogleich seinen Lohn in Empfang nehmen, und das Haus verlassen.

„Wie kommt dieser hierher“ rief Alfonso, als er hinaus war, „das habe ich längst fragen wollen, und warum blieb er mit der ungläubigen Seele in der heiligen Stadt?

Man sagte dem Genesenden, daß es ein Protestant wäre.

Hierauf brach er voll Eifer aus: Ich will jetzt von keinem Protestanten wissen. Was soll mein tiefes Gefühl mit diesen flachen Seelen, die nichts erkennen wollen, als ihre Aussenseite, die für das Geheime nicht Sinn haben, und die Natur lieber läugneten, weil sie solche nicht begreifen können. Ich will keinen Protestanten hier! — Wohin, Rudolf, wohin? — Nein, Du bist keiner! O bleib! Wir sind Eines Glaubens, wenn Du ihn auch verläugnest! Kenne ich Dich nicht, Dich Freund der Heiligen und Wunder? Dich, den ächtesten Katholiken, den es geben kann? —"

Am Abende war Alfonso zwar äusserst abgemattet, doch kam er durch eine ruhige Nacht wieder so zu Kräften, daß er den andern Tag seine Zeichnung vollenden konnte. Seiner vollkommenen Besserung stellte sich weiter kein Hinderniß in den Weg, und Rudolf selbst gab dem Gedanken an eine übernatürliche Hülfe einigen Raum, der von Alfonso's Darstellung Magdalenens unterstützt wurde. Sie schien Rudolfen so gelungen, daß er's zugleich mit Alfonso versuchte, das Portrait derselben danach in Oel zu malen.

„Da haben wir's" rief jener, wie sie fertig waren, und Alfonso eine Vergleichung anstellte, „da haben wir's, daß Du kein Protestant bist! Wie hätte die Heilige einen so klaren

Wiederschein in die Phantasie eines Profanen werfen mögen! Du bist ein Katholik, und wirst es auch noch bekennen. Ich habe, siehst Du, nichts gethan, als leblos kopirt, Du hast, von dem Urbilde entflammt, neu geschaffen. Es ist nicht das beruhigte Gesicht, das in meinem Traume glänzte, und doch gehört es ihr. Du hast sie noch nicht auf der höhern Stufe von Heiligkeit gesehen. Du hast sie Dir früher gedacht, wo die Vorwürfe wegen des sträflichen Wandels ihren Zügen noch tiefer eingedrückt waren. Daß Du meiner Zeichnung nicht treu bleiben würdest, fürchtete ich von Deinem Geiste. Ich fürchtete, sage ich, denn es war mir, als müßten sich Valeriens Minen darein verweben. . . . .

„Seltsam! Du meinst also?“

„Daß Du verliebt bist, Rudolf.“

„Valerien wenigstens gönne ich Dir gern.“

„Mir?“

„Die Nachricht von ihrem Verschwinden schien doch wirklich meinen Freund Alfonso nicht angenehm zu überrraschen.“

„Ich gestehe das, aber um ihretwillen geschah es nicht. Schon mehr als Einmal äußerte ich, daß ich der Liebe entsagt hätte, aber was daran, und an mancher Veränderung in mir, schuld wäre, davon glaube ich nichts erwähnt zu haben.“

„So thue es, Du wirst mich wahrscheinlich durch ein überaus wüstes Leben führen müssen.“

Nur im Fluge, um von daher zu meiner Aenderung zu gelangen.

Funfzehntes Kapitel.

Alfonso trug der kleinen Griechin, welche jetzt hereintrat, ein Geschäft außer dem Hause auf, und fing seine Erzählung an.

„Die feinsten Cirkel Neapels bildeten mich, und ich schien bald für nichts, als den Witz und die Ausgelassenheit mein Leben zu haben. Jugend und Begierde, verbunden mit einer eher angenehmen, als widrigen Gestalt, gaben mir eine Kühnheit, die mir jetzt unglaublich vorkommen würde,

wenn ich nicht wüßte, daß ihr das Glück fast immer begegnet wäre, und die wenigen Male, wo ich meine Liebesanträge mußte fallen sehen, weit weniger vom weiblichen Eigensinne, als von meiner Sucht das Unmögliche möglich zu machen, herzurühren scheinen. Nicht als ob ich deshalb immer den Herrscher gespielt hätte. Ich liebte einigemal mit der zerstörendsten Leidenschaftlichkeit, welche allezeit in die Sklaverei überführt. Bald zweifelte ich wieder an allem, und verspottete nichts lieber, als Tugend und Religion, so daß mein Herz ganz ausgestorben seyn würde, wenn die Kunst nicht gewesen wäre, die ich von den frühesten Jahren an, aber mit der unglücklichen Nüchternheit eines Dilettanten getrieben hatte. Ein Augen-

blick der äußersten Erschöpfung brachte mich einst auf den richtigen Gesichtspunkt für meine Lebensart. Die Zukunft stellte sich mir vor, und die Vergangenheit. Alle Anlagen, die mir letztere in mir selbst zeigte, standen dem Untergange nahe, und die Zukunft hielt mir den armen, leeren Witz mit bitterm Hohne vor, den ich für meinen innern Reichthum eingetauscht hatte. Ich fühlte dadurch, daß dieser noch nicht ganz verloren wäre, und beschloß, ihn zu retten, und mich. Ich warf mich tiefer in den Schooß der Kunst. Die Größe hatte mich nicht aufgegeben; ich empfand die Nichtigkeit meiner Kräfte, ohne zu verzweifeln. Noch immer vermied ich indessen die heilige Geschichte in meinen Darstellungen, und begriff nicht, wie die alten Künst-

ler ihre schönste Kraft, statt sie Griechenland zuzuwenden, an die Märtyrer und Wunder des Christenthums hatten verschwenden können."

„Ein Weib war es, deren bloßer Anblick mich bekehrte, eine Fremde, welche am Arme eines häßlichen Mannes in Neapel und dessen Gesellschaften erschien, erscheinen mußte, sollte ich sagen, denn auf ihrem milden Gesicht war keine Spur eines Ton's zu treffen, der zu den schneidenden Gesprächen hätte passen können, welche dort geführt wurden. Doch ward es selbst den bekanntesten Spöttern unmöglich, sich in ihrer Nähe höhnende Anmerkungen zu erlauben. Denn es lag eine Resignation in diesem hohen Gesicht, welche die Bessern mit Bewunderung

die Schlechten aber mit Scheu erfüllte.“

„Einst an einem Heiligentage sah ich sie nach der Kirche zuschleichen und furchtsam und schmerzlich, ehe sie hineinging, nach allen Seiten blicken, ob es auch niemand gewahr würde. Ich folgte nur von weitem, und gab schon meinen Wunsch auf, sie in der großen Kirche wiederzufinden, als ich sie vor einem Marienbilde niedergesunken antraf. Unbemerkt konnte ich mich nahen; sie hörte nichts, als die Sprache des schönen Bildes, sie sah nichts, als die Seele der Heiligen, welche von ihr angerufen wurde, oder welcher sie sich vielmehr zeigte. Denn die fromme Entzückung in der sie vor ihr lag, konnte der Andächtigen unmöglich eine

bestimmte Aeußerung erlauben. Alles in ihr war Religion, war Gebet. Keine kleinen Worte, sie selber schien emporzuflammen, und der rothe Abendschein, der auf sie und das Bild zugleich fiel, kam mir vor, wie absichtlich vom Himmel über beide ausgegossen, er verursachte auch eine äußere Vereinigung zwischen dem Angebeteten und der Betenden."

„Wie erschrocken erhob sie sich endlich, und wankte hinweg. Es war gut, daß ich im Wege stand und sie auffassen konnte. Sie schien in den Himmeln geschwebt zu haben, und der Erde noch nicht wieder anzupassen. Ehe sie jedoch mein Führen duldete, betrachtete sie mich, und hatte dann nichts weiter dagegen. Sie sprach kein Wort.

Das, und alle Umstände versiegelten meinen Mund ebenfalls. Erst an ihrem Hause flüsterte sie mir nach dem Lebewohl, das meine Lippen schweigend auf ihre Hand gedrückt hatten, die Worte zu: „Sie haben mich niemals in der Kirche angetroffen. Es kann mein Unglück seyn, wenn Sie mich in Gegenwart Anderer daran erinnern. Leben Sie glücklich!“

„Ich wußte nicht, wie mir geschah, als mich die Hausthüre von der Herrlichen schied. Seitdem sah ich sie nur wenig in Gesellschaft; in der Kirche nie wieder, ob ich schon das Bild keinen Tag unbesucht ließ.“

„Diese Besuche äußerten auffallende Wirkungen in mir. Was das fromme

Auge der Betenden in dem Bilde gesehen, fing auch ich an in selbigem zu erblicken, und es begann wieder in meinem Herzen eine Saite voll zu tönen, welche in dem leeren Geräusch der Gesellschaft alle Wirksamkeit verloren hatte. Meine Kunst würde sich schon damals an der wiedergewonnenen Religion sichtbar erholt haben, wenn nicht die Liebe ihr in den Weg getreten wäre. Aber diese hatte mich nie gefaßt, wie jetzt. Ich fand mich durchaus verändert, die Leichtigkeit meines Benehmens dahin, und ungeachtet von der schönen Betenden nachgerade viel Uebels geflüstert wurde, wartete ich doch mit Sehnsucht auf jeden Blick ihrer Augen, blieb in ihrer Gegenwart stumm, wie in ihrer Abwesenheit, und verehrte sie als das höchste Wesen, nach der

heiligen Jungfrau. Jetzt spottete ich über nichts mehr, als über die, welche mich mit meiner sehr sichtbaren Neigung aufzogen, und mir vernünftige Vorstellungen wegen der Ungleichheit unsers Alters machten. Denn daß sie zehn Jahre voraus hatte, war gewiß. Aber welcher lästige Rechner hätte so etwas bei dieser Frau in Betracht ziehen können. Es schien ihr eine ewige Schönheit zugesagt, und ich hatte zuweilen große Mühe mich von dem Gedanken loszumachen, als sey sie eine der Erde nur geliehene Himmelsgestalt.“

„Ich versuchte sie zu malen. Mein Gedächtnis hatte sie richtig. Aber in meiner Hand zitterte es allemal, wenn ich zum Werke schritt. Die Anlage

glaubte ich immer vollkommen gemacht, doch kaum war das Bild fertig, so mußte ich es auch durchstreichen. Ein Gespräch mit ihr, wie ich es wünschte, habe ich niemals erhalten können. Sie errieth meinen Zustand und vermied mich, sobald ich sie gefaßt zu haben glaubte. Doch sagte mir ihr wohlwollender Blick allezeit, daß es darum so sey, weil es anders nicht seyn dürfe.“

„So plötzlich, wie die Morina von hier, reisete sie mit Mann und Kind, einer Kleinen von sechs bis sieben Jahren aus Neapel. Niemand wußte wohin. Von nun an wurde ihr Ruf aufs giftigste verletzt. Weiber, die in allen Lastern schwelgten, nannten sie Ehebrecherin, und man lächelte nur über

die schwache Stimme ihres Vertheidigers. Ich floh die Menschen, und flüchtete mich zu den Füßen der Heiligen mit meiner Kunst."

„Seitdem hat es zwar wieder Perioden gegeben, in denen mein Leben an die Wildheit grenzte. Aber bey allen Fehlern, werde ich das Heilige nie mehr verleugnen, und hoffe mich auf immer vor der Liebe zu bewahren. Das Bild hat einen lieblichen Klang in meiner Seele zurückgelassen, und auch Valeriens nähere Bekanntschaft verdanke ich ihm. In Florenz war es, wo ein Freund sie in meinen Arbeitssaal brachte, und wo sich neben einem großen Gemälde, das er ihr zu zeigen gekommen war, eine Anlage des Porträts jener Frau

befand, die ich, um sie nicht auch zu verderben, so gelassen hatte. Valeria stutzte beym Erblicken des Bildes, und wollte dieses Gesicht in Miniatur sehr vorzüglich ausgeführt in ihres Gemahls Pulte gesehen haben. Ich bat um Vorzeigung, aber sie vertröstete mich auf diese Stadt, wohin ich im Begrif stand zu reisen; denn hier in ihres Mannes Hause eben liege es. Sie hatte noch erst eine Reise vor, dieselbe, auf welcher Du sie kennen lerntest, dann meinte sie bald nach Rom zu kommen, und versprach mir Nachricht. Sie hielt Wort, auch mit dem Gemälde. Ich hatte immer zuvor gezweifelt, ob es die schöne Frau seyn würde? Es fand sich jetzt, daß sie es wirklich war. Ein ganz kleines Kind spielte mit einer Rose an ihrem Busen."

„Ich habe selten ein lieblicheres Bild von solcher Art gesehen, wie dieses, und ich ersuchte die Gräfin darum, für einen Tag, weil ich die letzte Probe machen wollte, mein angelegtes Porträt zu vollenden. Sie mußte mir die Erlaubnis versagen. Ihr Gemahl, behauptete sie, halte viel auf das Gemälde, wenigstens auf dessen Geheimnis, und sie dürfe ihn nicht merken lassen, daß sie jemand davon gesagt habe. Vermissen dürfe er's vollends nicht.“

„Ich ließ mir das Bild zeigen, so oft ich kam, und wirkte mir wenigstens die Erlaubnis aus, meinen malerischen Apparat zu ihr zu schaffen, um die Stunden der Abwesenheit ihres Gemals für das Gemälde zu benutzen.

Allein Valeriens Necken nahm kein Ende; und ließ mich nicht dazu kommen. Ich würde es ganz verdorben haben, wenn ich darauf bestanden wäre. Aus Sorglosigkeit blieb es zeither bei ihr stehen. Nun ist es dort eingeschlossen. Daher mein Verdruß über die schnelle Abreise. Denn wer weiß, ob ich's jemals wieder erhalte?"

„Und von dem Original erfuhrst Du nichts näheres?" fragte Rudolf."

„So viel wie nichts. Ihr geheimnisvoller Gemahl, sagte die Gräfin, habe ihr nichts weiter entdeckt, als daß dieses Weib in strafbarem geheimen Umgange mit einem nahen Verwandten gestanden habe, der aber nun-

mehro gestorben sey. Nach dem Namen dieses Verwandten hatte sie vergebens gefragt. Nur soviel ließ uns das Miniaturbild, und darauf besonders ein bläuliches Band schließen, welches sich, von der Rose ausgehend, um die Dame und das kleine Mädchen schlang, daß er wohl möge Leonardo geheißen haben, denn dieser Name war deutlich auf dem Bande zu sehen.“

„Ahnte mir's doch vom Anfange!“ rief Rudolf. „Ja, sie ist's; sie muß es seyn. O mein guter Alfonso, wir jagen beide nach Einem Geheimnisse. Du hast mir aber die schöne Frau noch nicht genannt.“

„Gräfin Feuerland.“

„Das paßt nicht. Weißt Du aber ob ihr Vorname Antonie war?“

„So heißt sie.“

„Sie ist es, ja, es ist dieselbe. Aber fasse Dich, Alfonso, denn die ist gestorben!“

„Gestorben!!“ und das rief er mit erschütternder Trostlosigkeit.

„Ich habe ihren Geist in Valeriens Zimmer gesehen.“

„O daß es mir vergönnt gewesen wäre!“

Die Griechin schlüpfte in diesem Augenblicke schnell herein, hielt die Hände

vor die Augen und schmiegte sich furchtsam zwischen beide. Eine lange Gestalt, behauptete sie, sey ihr auf dem Fuße nachgeschlichen.

Rudolf und Alfonso erhoben sich zugleich, und gingen nach der Thüre. Die Griechin hielt sich ächzend an sie an.

Nirgend war etwas Ungewöhnliches zu erblicken. Das Mondlicht hatte der Furchtsamen gar oft schon nichtige Gebilde vor die Augen gebracht, und der Stimmung, in welcher die Nachricht die Männer traf, war es zuzuschreiben, daß sie diesmal mehr als sonst darauf geachtet hatten.

Sechszehntes Kapitel.

Alfonso forschte; Rudolf antwortete wenig. Doch ehrte jener sein Geheimnis. Beide verknüpften sich von Stund an enger, und es war ein hohes Fest für Alfonso, als auch die äussere Schranke fiel, welche die Verschiedenheit der Bekenntnisse zeither zwischen ihnen erhoben hatte.

Rudolf schrieb an Leonoren:

„Ich eile, meine Theure, mich an Dich zu wenden, damit der Reisende,

welcher mir Deine Landschaft überbrachte, und heute die Rückreise antritt, meiner Nachricht nicht zuvorkomme. Es wäre grausam, wenn sie durch den kalten Mund des Unverstandes oder der Fühllosigkeit zu Dir gelangte, und so mein Herz in Deinem Busen selbst verletzt würde. Auch keinen Augenblick, theure Seele! möchte ich Dich an mir irre sehen. Vernimm und wundre Dich: Ich bin vor acht Tagen zur katholischen Kirche übergetreten.«

»Mein Brief zittert in Deiner Hand. Dein Busen wallt regelloser. Dein Auge schweift nochmals über meine Buchstaben hin, und es ist doch nicht anders, sie wiederholen das Wort, das Deine Augen Dir verdächtig machte.

Kann er das noch seyn? mein Rudolf noch?“

„Er kann es, er ist's. Wie wäre er Deiner würdig? Wie könnte er wagen, der weißen Unschuld Deiner zarten Hand das Zeugniß seiner Sünde selbst zu reichen?“

„Schon vormals sahest Du ihn, wenn er an Deiner Seite in dem katholischen Tempel stand, und er betrachtete Dich auch. Deine Seele wurde wie die seinige, von den heiligen, oben herabflatternden Tönen entzündet, und bis ins Unsichtbare hinauf der Welt und uns selber enthoben. Wenn dann zu Hause die heiligen Laute mein Herz längst verlassen hatten, klangen sie noch immer in Deinem Munde wieder,

in Deinen Blicken. Wie künstlich und kunstlos zugleich wußtest Du mir manch heiliges Wort durch den überirrdischen Thau Deiner unschuldigen Augen verständlich zu machen."

„Schon damals war Dein Innres so weit als das meinige jetzt kaum. Denn ich weiß noch, wie Du Dich von mir, dem Verbrecher wandest, wenn sein unmündiger Witz sich erfrechte, schlechten Beispielen zu folgen, und am Heiligen die schwache Kraft zu üben. Schon damals hattest Du Dich der Religion gänzlich hingegeben. Sie hielt alles in Dir zusammen. Von mir hingegen erhielt sie nie etwas, außer einzelnen Opfern in gewissen blühenden Momenten meines Lebens. Meine Seele war nur fähig sie zu empfangen,

aus der Deinen ergoß sie sich, wie aus ihrer Quelle."

„Auch in mir hat sie nun ihre Wohnung aufgeschlagen, und die Schönheit, die mich sonst aus christlichen Bildern und Legenden im Vorübergehen anlächelte, ist mir jetzt zur bleibenden Wahrheit geworden. Das durch irrdischen Witz schneidend unterbrochene Hohe in mir, hat sich zum zusammenhängenden Ganzen, zu dem harmonischen Gefühle ausgebildet, das man, ohne auf ein besonderes Bekenntnis zu achten, Religion nennen sollte."

„Der Ort hat sicher das Seinige beigetragen. Denn kaum war ich hier, so trieb mich auch schon das Sehnen nach dem Ueberirrdischen mehr

als jemals. Gewisse Ereignisse, und noch manches, wovon Du ein andermal hören sollst, kamen dazu.“

„Alle Blüten der Ewigkeit brachen plötzlich in mir auf, und das Unsichtbare trat sichtbar aus meinem glühenden Herzen hervor.“

„Ich warf mich an die Brust der Natur. Aber größer glaubte ich die Göttliche unter frommen Menschen zu entdecken. Eine calvinistische Versammlung, die ich besuchte, befriedigte meinen Durst nach Anbetung nicht. Vom irrdischen Verstande ersonnen fehlte ihr die zauberische Bildersprache, das kräftige Dunkel, die heilige Musik, das geheime Leben, welches ich ver-

langte. Verzeihe mir, wenn ich Deinen Ohren sträflich zu reden scheine. Es ist meine Ansicht; ihr könnt Recht haben und ich kann irren. Doch der Calvinist kann mein Glaubensgenosse nicht seyn, das fühlte ich vordem schon, ob ich's gleich vor mir selbst verbarg. Alle Religionen sind gut. Was soll das ermüdende Geschwätz von Toleranz, wenn dieser Grundsatz sich bezweifeln läßt? Das Schlechte kann keine Duldung verlangen. Alle Religionen sind gut, nur suche ein jeder, welches die seinige sey. Der Zufall wirft die Menschen hier und dahin nach Laune auf diese Erde, das ist erwiesen, und nicht selten muß ein geborner Katholik unter Protestanten zu leben anfangen, und umgekehrt. Oder sollen die äussern Verhältnisse der Men-

schen die Sache bestimmen, nicht die innern?“

„Ich bin ein geborner Katholik. Meine Gefühle waren von jeher zu warm für den Protestantismus. Mein Herz schwankt lieber in der süßen Dämmerung der römischen Kirche und unter ihren Heiligen herum. Aus dieser Vorliebe schon erkenne ich, daß ich auf dem rechten Wege zur Kunst stehe.“

„Und Du, meine Theure, nicht auch auf demselben? Wohl! ich kenne Dich. Deine Seele kann in einem armen Glauben so wenig Befriedigung finden, als die meinige. Sie berühren sich zu innig, um in dem wichtigen Punkte von einander zu weichen. Ja, meine Liebe, nichts scheidet uns, als

das Bekenntnis, und es geht hier grade wie mit unsrer Liebe; wir liebten uns lange zuvor, ehe wir das Wort ausgesprochen hatten.“

„Du wirst auch dieses sprechen, wie ich, und ich lebe im voraus den entzückenden Tag, wo ich Dich in den Schoos meiner Kirche bringen werde.“

„Hättest Du aber auch noch ein Bedenken, so würde ich es durch ein einziges Wort heben, durch einen Dir heiligen Namen, durch den Namen Antonie. Ja, Leonora, Du weißt es nicht, aber auch sie hat ingeheim der römischen Kirche angehört. Man muß sie zur Verläugnung ihres Glaubens gezwungen haben, so viel scheint

mir ausgemacht. Alfonso, der mit mir nach Deutschland kommen wird, soll Dir mehr sagen."

„Von dem Geheimnisse Deiner Abkunft und den Verhältnissen zwischen Leonardo, Dir und Antonien, vor der Hand nichts, bis ich mehr erfahren habe. Denn nichts ist mir gegenwärtig gewis, als daß in dem Dich so nah angehenden Geheimnisse Schandthaten schlummern, die ich noch zu erwecken und hervorzuziehen gedenke; vielleicht erst an Deiner Hand es werde."

„Von Leonardo nichts. Antoniens Geist aber ist mir erschienen. Warum mir? gerade mir? warum? Wen hätte

die Heilige auserwählen können, als mich,?"

„Ich fühle indessen zu schmerzlich, wie nichts ich ohne Dich bin, Du ohne mich, wie wir nur vereint ein Ganzes ausmachen, zu schmerzlich um der Neigung Dich zu mir zu holen, lange noch widerstreben zu können. Hast Du doch niemand mehr dort, niemand, seit des Vaters Tode! An die Mutter kannst Du Dich wenig halten, und was soll Dir Karl? Hier, hier sey Dein Leben. Das ganze herrliche alte Kunstland wollen wir durchstreifen, und von dem Höchsten der Kunst, Religion und Liebe umfaßt, in vereinter Begeisterung unserm Ziele nachstreben. Leb wohl, leb wohl, Leonora!"

„Unsrer Mutter erspare die Nachricht von meiner Glaubensveränderung. Will der Zufall sie bringen, so mag er. In dem Briefe, den ich für sie beilege, steht daher auch kein Wort davon.“

Siebzehntes Kapitel.

Rudolf hatte Leonoren manches verschwiegen. Wegen des Ringes wollte er nichts sagen, weil ihm die Zeit, in der er ihn verloren, die Sache in seinen Augen so unbedeutend machte, daß er den ganzen Verlust blos als ein Unterpfand für die Wiederholung jener Erscheinung betrachtete. Daß mit Antoniens Wiedererscheinen die Zurückgabe des Ringes erfolgen müsse, hatte ihm seine hocherregte Phantasie für die vollkommenste Gewisheit angerechnet. Selbst als er auf eine unbegreifliche

Weise, von Valerien keinen Buchstaben erhielt, verließ ihm diese Hofnung nicht. Es schien ihm alles in seinem Leben so fest vorher bestimmt; das Schicksal selbst arbeitete so sicher auf das Ziel seiner Wünsche los, daß er beinahe von nichts beunruhigt wurde, weil er an diesem Ziele alle Aufklärung zu finden hofte.

Daß die Nachrichten von Hause gänzlich ausblieben, maas er fortwährender Kränklichkeit seiner Mutter bei, von der ihm ein früherer Brief Leonorens *) schon gesagt hatte. Leonora mochte von der Mutter Eigensinn abgehalten werden, der, wie sie schon damals

*) Dieser ist, wie mehrere, als zur Geschichte nicht gehörig, weggelassen worden.

schrieb, tagtäglich zunahm, und mit Karln hatte er nie in Korrespondenz gestanden. Sie haßten sich beide so wenig, als sie einander begriffen. Jedes betrachtete das Andre nicht ohne Verwunderung und Mitleid, und diese Empfindungen schienen sich mit den Jahren merklich zu verstärken.

Ein kläglicher Brief von der Mutter hatte Rudolfen bald nach des Vaters Tode, von dessen geringer Verlassenschaft unterrichtet, und es bedurfte keines zweiten Winkes für den Künstler; er schrieb sogleich, daß er längst alle Unterstützung noch ausdrücklicher abgelehnt haben würde, als bisher, wenn er dieses nur geahnet hätte. Hieraus folgte aber nothwendig, daß er allerlei Bestellungen annehmen

mußte, die unter andern Umständen abgewiesen worden wären. So rief man ihn jetzt wegen eines Familiengemäldes nach Florenz. Er merkte dort bald, daß er dem Montenuovo den Ruf verdanken mußte. Dieser hatte sich hier verheirathet und lebte in der Malerei so vergraben, daß es Rudolfen Wunder nahm. Man hielt ihn für einen Künstler, der fähig wäre, den Alten ihren Ruf streitig zu machen, und Rudolf selbst gestand, daß er ihm die Anstrengung, die bis dahin, wo er war, erfordert wurde, nicht zugetraut hätte.

„Und bist doch zum Theil selbst Schuld" antwortete Rafael lachend. „In Dir, ja da hatte ich den Bock recht zum Gärtner gesetzt!"

Rudolf wünschte ein anderes Gespräch und Rafael rief:

„Mir zu Gefallen. Indessen rede ich gar nicht ungern von der Geschichte. Ihr verdanke ich meinen Fleiß, diesem meinen Namen und ein recht reizendes Weibchen.“

Rudolf bezeigte seine aufrichtige Freude. Denn Rafael hatte sonach wirklich alles erreicht, was von ihm erreicht werden konnte. In der Kunst war er zu einer ziemlich festen Zeichnung und einem Kolorit gekommen, welches nicht ein jeder erlangt. Besonders glückten ihm die Kopien alter Meister, wenn man auf die mechanische Geschicklichkeit darinnen sah, und es war zu verwundern, wie genau er

öfters die Eigenheiten der verschiedenen Manieren zu treffen wußte.

Bei alledem bestätigte sich Rudolfs Glaube, daß Rafael es nie bis zur Größe bringen würde. Sein Sinn und Geist konnten seiner schönen Arbeit nicht nach. Ihm fehlte der Hauch, wodurch der Künstler ein ganzes Werk hervorbringt. Das Einzelne in seinen Darstellungen verdiente nicht selten Bewunderung, aber das Ganze war dürftig oder voll zwecklosen Aufwands. Die glückliche Mitte, in welcher das Genie zwischen diesen Klippen steuert, schien ihm eine verbotene Straße zu seyn. Er gefiel besonders, weil er sich nicht scheute, das Ernste dem Galanten aufzuopfern.

So sehr er aber auch Rudolfen bat, dasselbe zu thun, so streng hielt dieser auf den Grundsatz, daß er der Kunst kein Recht vergeben dürfe, und wandelte seinen Weg.

„Sieh, Giulia," fing Rafael über Tische an, indem er seiner Frau die Hand drückte, „das ist einer der Männer, die mich von der Florentinerin weg, nnd nach Florenz zu einer andern Florentinerin trieben. Ich kann den Herrn jetzt auslachen. Er hat sie nun längst nicht mehr. Mir aber bleibt die meinige. Apropos, Du weißt's doch, Rudolf, daß ich an jener gerächt bin?"

Rudolf fragte wie?

„Ohne mein Zuthun wenigstens. Soviel indessen ist gewiß, daß der Graf Morina sie hier in Florenz wie eine Staatsgefangene behandelte.“

„Und sie ist noch hier?“

„Längst wieder fort.“

„Wohin aber?“

„Vermuthlich nach Deutschland. Wer kann's wissen? Wie nach des Grafen Abreise die Rede ging, so hat er von hier ganz heimlich weggemußt. Man beschuldigt ihn verbrecherischer Verbindungen; eines Brudermords sogar.“

Das Wort fiel Rudolfen auf die Seele. Er sprang vom Tische, daß

die beiden Andern erschraken. „Ja,“ rief er, „selbst in Morina's verzerrtem Gesichte bemerkte man die Grundzüge aus Leonardos Bilde. Hier nur deutlicher, weil in Leonardo keine unbändigen Begierden die Nebenlinien verrückt haben mochten! Auch das war eine Ahnung von mir!“

Rudolf forschte weiter nach, er erfuhr aber nichts, als daß ein Bandit vor einigen Monaten das Wissen um diesen Mord auf dem Todbette gebeichtet habe, daß er jedoch zu früh gestorben, um alles zu berichten, und seine Mordgehülfen schon entwichen gewesen wären, wie man sich ihrer hätte versichern wollen.

Rudolf hatte kein Bleiben in Florenz. Da sich anfangs keine Lust zu

irgend einem Werke, ausser dem übernommenen zeigte, so traten nothwendig während dem Malen Pausen in der Arbeit ein, die er dazu benutzte, daß er die alten Kunstwerke studirte, und sich mit den Privatsammlungen bekannt machte.

In einer davon fiel ihm eine reuige Magdalene besonders auf. Wenn das nicht Antonie war, so hatte der Maler ganz dieselbe Form in seiner Phantasie gefunden, welche die Natur in der Wirklichkeit aufgegriffen. Denn daß zwei einander in dem Grade ähnliche Wesen wirklich seyn sollten, schien den Grundsätzen entgegen, welche die Natur sonst immer zu befolgen pflegt. Eben so unwahrscheinlich kam es Rudolfen vor, daß die Phantasie des

Künstlers an Schönheit so reich wäre, der, seiner Meinung nach, auf die unverständigste Weise, eine Gestalt, die dem Irrdischen nie so nahe gewesen seyn konnte, um jetzt büßend auftreten zu müssen, für eine Magdalene benutzt hatte.

Er erkundigte sich genau nach dem Maler, und hörte, daß es ein Franzos wäre, der dieses Gemälde aus seinem Vaterlande mitgebracht, und an den gegenwärtigen Besitzer verkauft hätte.

„Um so mehr nimmt mich alles das Wunder!“ rief Rudolf. „Ein Franzos hat diese Bildung nicht erfunden, und keine Französin sie je gehabt. Wie geriethen solche große Formen in das kleinliche Land? Ich begreife nicht

einmal, wie der Mensch das Niedliche so ganz hat vorbeigehen, und sich z. B. ein Paar ausgebildete Lippen verzeihen können.!"

Der Sammler beschuldigte ihn lächelnd der Partheilichkeit.

„Sie haben Recht" sprach Rudolf. Aber auch ich habe Recht. Denn gegen das Kleine sollte ein jeder Parthei nehmen. Weniger als alle andere Nationen schätze ich diese."

„Und verkennen doch gewis nicht was alle andern ihr zu verdanken haben!"

„Davon hier nichts. Aber das ist ausgemacht, kein hoher Sinn findet

Platz in diesem knechtischen Volke. Schon der Mund des Franzosen beweiset das, der immer damit umgeht. Sein Höchstes ist Schicklichkeit, d. h. eine unnatürlich geglättete Oberfläche, wohinter sich sogern das Schlechte flüchtet. Ueber seiner ungereimten Decenz ist ihm der ganze Begriff von Schamhaftigkeit verloren gegangen. Von Gefühl kein Gedanke und von Kunst. Daher er auch seinen gänzlichen Mangel an Poesie mit leerer Geschwätzigkeit und alberner Pracht zu verbergen sucht. Nichts ist gut an ihm, als sein Witz. Ausser dem ist er mir der aller —"

Der Sammler bat ihn freundlich inne zu halten, und machte ihn auf einen Eintretenden aufmerksam, den

er im Eifer übersehen hatte, und der ihm nun als der Verfertiger des Magdalenenbildes präsentirt wurde.

Rudolf fragte hastig: ob das Bild nach der Natur sey, und wen es vorstelle?

Das Original, hörte er hierauf, sey eine Religiöse.

„Warum scheint Ihnen das zweifelhaft?“ fragte der fremde Maler. „Ich hatte in ihrem Kloster ein Bild zu restauriren, und weil die Nonne mir gefiel, so bemühte ich mich um die Erlaubnis sie kopiren zu dürfen.“

Rudolf faßte den Maler ins Gesicht. Doch diesen verließ sein offnes Wesen keinen Augenblick.

„Und wie lange ist das?“ fragte der Deutsche.

„Höchstens zwei Jahr.“

„Unmöglich! Diese Person starb früher, und in keinem Kloster.“

„So führt Sie, mein Herr, die Aehnlichkeit des Bildes mit einer Andern irre.“

„Solche Aehnlichkeit! — Sie kopirten getreu?“

„Vollkommen. Ich glaubte für eine Magdalene nichts verbessern zu können.“

„Da, dächte ich, wären Sie sehr im Irrthum gewesen! Wenn diese eine

Reuige vorstellt, wo wollen Sie die Züge für eine geborne Heilige hernehmen?"

"Zuverläßig, mein Herr, tragen Sie die innern Vorzüge einer ähnlichen Gestalt in diese über, und werden dadurch bewogen; sich mein Original ganz anders zu denken. Die Religiöse, welche Sie hier im Bilde sehen, erlaubte mir ihr Gesicht nur unter der Bedingung, wenn ich eine Büsserin malen wollte. Ich habe nachher gefunden, wie gut die Dame sich kennen mochte; niemand hat ohne Theilnahme vor dieser Magdalene gestanden. Die vielen Kopien, die ich für Kapellen verkauft habe, beweisen mir das. Für meine Geschicklichkeit beweisen sie lei-

der gar nichts. Denn mehr Gutes, als ich von der Nonne genommen, enthält dieses Bild keinesweges, wohl aber weit weniger."

„Und die Nonne hieß?"

„Antonie ward sie genannt."

„Und das Kloster, wo?" fragte Rudolf mit Heftigkeit.

„Sonst in Paris, jetzt nirgend. Die Revolution hat es aufgehoben. Die Nonnen sind zerstreut, und diese soll, wie mir eine hier durch Wandernde erzählt hat, auch nach Italien gegangen seyn."

Rudolf fragte noch hin und her, erhielt aber keinen Aufschluß weiter,

und verlor sich in müssiges Sinnen, während der französische Maler mit dem Wirthe eine besondere Unterredung hatte.

„Auf Wiedersehen!“ sagte der Franzos beim Weggehen zu Rudolf. Dieser erwiederte es unbedeutend. Denn daß jener von einer Reise gesprochen, die ihn von Florenz eine Zeitlang entfernen würde, hatte Rudolf gänzlich überhört.

„Nun“ fragte der Sammler, als der Franzos fort war, „ist dieser auch kein verständiger Mann?“

„Verstand!“ rief Rudolf verdrüßlich, daß er vorhin so misverstanden

worden, „nun, wenn ich den seiner Nation abgesprochen habe, so bitte ich sehr um Verzeihung, denn dann ist meine Rede ohne allen Verstand gewesen.“

Achtzehntes Kapitel.

„Es ist ja unmöglich!“ sagte Rudolf zu Hause zu sich selbst, „und doch alles, bis auf den Namen!“ Endlich beruhigte er sich damit, daß das Zusammentreffen der Umstände bei ganz verschiedenen Dingen sehr oft eine auffallende Aehnlichkeit habe, und bewies sich das aus seinem eignen Leben.

Beim ersten Blicke aber, am andern Morgen auf das Bild, welches er sich

vom Besitzer zum Kopieren erbeten, rief er: „Nein sie ist's. Keine Andre!"

Ein ängstlicher Traum hatte die neue Ansicht der Sache vorbereitet, und Rudolf glaubte fest, der Maler gehöre zu dem Komplott, worin der Graf Morina verwickelt seyn sollte. „Woher hätte er sonst dieses Bild? oder warum seine Lügen, da es doch ausgemacht ist, daß Antonie längst im Grabe liegt?"

Er konnte sich zwar nicht verhehlen, daß der Franzos auch gar keine Verlegenheit gezeigt hatte. Aber er sagte: „Kein Beweis seiner Offenheit, sondern des versteckten Wesens seiner Nation."

Er eilte zu dem Besitzer der Magdalene, um nach der Wohnung des Malers zu fragen. Die Antwort, daß er gestern Abend spåt abgereiset sey, bestårkte ihn in dem Glauben, daß der Franzos auf einen Freund Antoniens nicht gerechnet håtte, und daher verschwunden wåre. Der Florentiner selbst ward Rudolfen verdåchtig, als er behauptete, der Maler habe ihm ja gestern seine Abreise vorausgesagt.

Rudolf fing an mit der Welt zu zerfallen, Alfonso sogar schien ihm erkaltet, seine kurzen Briefe kamen ihm wenigstens nicht anders vor. Dazu mochte wohl der Umstand, daß ihm Alfonso keine Nachricht vom Hause sendete, welche Rudolf doch so sehnlich erwartete, mit beitragen. Sicher

hätte Leonore nach Rom geschrieben, meinte er, und Alfonso den Brief aus Nachläßigkeit zu schicken versäumt. Er kannte ja seines Freundes nachlässiges Wesen in solchen Dingen. Daß ihm aber auch nach Florenz keine Nachrichten unmittelbar kamen, das wußte er nicht, wem er's Schuld geben sollte. Doch hatte er seinen Wirth, den Rafael stark im Verdacht.

Seine Familienscene glückte ihm nicht nach Wunsche, desto besser aber eine Aufgabe, die er sich selbst gemacht hatte, Orest von den Furien gepeinigt. Kein Bild war ihm noch gelungen, wie dieses, und er lächelte ohne Zorn über den kecken Unverstand mancher Künstler und Kenner, die statt den großen

Stil desselben einzusehen, sich von Härten zu sprechen erdreusteten.

Kaum hatte sich ein Käufer für das Gemälde gefunden, so reisete er nach Deutschland, ohne der Verabredung gemäs, dem Alfonso davon Nachricht zu geben. Es lag in seinem Charakter aus Höflichkeit so wenig Rücksicht zu nehmen, als möglich, und nur Höflichkeit wäre es gewesen, wenn er, bei dem Misvergnügen über alles, auf Alfonso's Begleitung gewartet hätte. Auf sein Schicksal allein vertraute er noch. An ihm hing er so fest, daß ihn nichts irre machen konnte. Leonora saß seinem Geschick im Schooße. In ihr lag eine Welt voll Reichthum und Thätigkeit, was bedurfte er einer andern noch? Er war jezt sogar vergnügt

über seine eigne Unzufriedenheit mit allen Menschen, denn in ihr fand er wieder die Hand des Schicksals, das über ihn waltete. Er sollte, meinte er, eben dadurch von allem abgezogen werden, was nicht Leonora war, um sich dann in einem recht freien Bündnisse mit diesem verwandten Gemüthe, ohne alle Störung der ächten Kunst hinzugeben. Mit Leonorens Besitz sah er jeden Keim seines irrdischen Lebens in der Blüte; alle sinnlichen Wünsche in der Erfüllung heiter verscheiden, und dafür das Streben nach dem Höchsten mit unversiegbarer Kraft emporflammen.

Neunzehntes Kapitel.

Rudolf stieg in seiner Heimath vor der Gartenthüre aus. Die Verände-rungen, welche mit dem Garten vorge-gangen waren, hielten den stillen Flug seiner reizenden Hofnungen zuerst auf. Er fand eine große Lindenallee niederge-schlagen, und statt ihrer junge Frucht-bäume angepflanzt. Es war ihm so-gleich als ob er an der Stelle des lie-ben Schattens Karls frostige Seele schweben, und ihm den Nutzen aus den verkauften Stämmen, wie aus den

künftigen Früchten vorrechnen hörte. Sogar ein alter Baum war nicht geblieben, der sonst in den Nachmittagsstunden seine dichten Zweige künstlich über die ganze Familie verbreitet hatte. „Auch das Bild des Vaters schonen sie nicht" sagte Rudolf. „Hier schont man nichts, wie ich merke." Mit dem Schauer ungewisser Ahnung betrat er die Schwelle des Hauses.

Ein Paar neue Bedientengesichter begegneten ihm in der Thür. „Fräulein Leonoren wünscht ein Fremder zu sprechen," redete er sie an. Sie betrachteten einander. Dann sagte der eine: „Der Herr meinen vermuthlich die Frau Hofräthin!" und beide gingen, sie aufzusuchen.

Eine weibliche, in Trauer gekleidete Gestalt schwankte jetzt zu einer andern Thüre herein. Die Arme ausgebreitet, eilte sie auf Rudolfen zu. Doch ehe sie ihn erreicht hatte, wurde sie von aller Kraft verlassen, und stürzte ohne Laut vor ihm nieder.

„Nicht an den Platz der Verbrecherin!“ rief Rudolf, als sie sich um seine Füße schlang.

„Auch das Elend fleht um Schonung!“ sprach Leonora bebend.

„Wer bist Du?“

„Deine Leonora und doch —“

„Und doch die Gattin des Hofraths?“

„O könntest Du den Jammer sehen, den mich dieses Ja! kostet. Aber warum hier?“ setzte sie schnell hinzu, indem sie sich aufraffte, „an der Brust des Geliebten ist meine Stelle.“

Während der letzten Worte war Karl hereingetreten, und sagte: „Willkommen Rudolf! Vergiß Dich nicht, Leonora.“

„Recht!“ rief dieser, „das gemeine Weib gehört in solche Arme.“

Die Ohnmächtige, welche er mit diesen Worten dem Hofrath übergab, griff noch mit der Hand nach Rudolf, der bei den staunenden Bedienten, welche eben hereingetreten waren, vorbei, und hinweg eilte.

Im Gasthofe, wo er abtrat, hörte er vom Tode seiner Stiefmutter, den ihm die schwarzen Kleider im väterlichen Hause schon vorausgesagt hatten.

Nichts von seinen Empfindungen.

Der Hofrath schickte einigemal, aber die Bedienten wurden abgewiesen. Er kam selbst, doch ging es ihm nicht besser.

Tief in der Nacht schrieb Rudolf an Leonoren:

„Ich habe Dir weh gethan, Leonora. Vergieb, wie ich Dir vergebe, wie ich allen Menschen vergebe, und dem Schicksal auch. Deine Briefe, Deine Zusage, Du selbst, alles stand

zu groß vor mir, ehe ich Dich heute erblickte, als daß ich nicht von dem Kontraste meiner Träume mit dem Wirklichen zur Sinnlosigkeit hätte gebracht werden sollen. Meine Seligkeit ward zur Luftgestalt, wie ich danach greifen wollte, und die Hölle, die mich geäfft hatte, schlug ein Hohngelächter auf hinter mir. Ein Heiliger hätte ich seyn müssen, um das zu tragen, ohne Dich zu beleidigen. Leb wohl, Leonora, ich hasse Dich nicht. Möge mein ganzes Glück noch zu dem Deinigen geschlagen werden. Ich verlange keins mehr."

Rudolf.

„Die letzten Worte möchten Dir Unruhe machen, daher nur so-

viel, daß Du mir die Gewehre, wenn ich Dich darum ersuchte, ohne alle Gefahr schicken könntest.“

Leonora erhielt den Brief am Morgen.

Zwanzigstes Kapitel.

Rudolf ging eben auf die Hausthüre zu, um in seine Extrapost zu steigen, als ein dichtverhülltes Weib ihm beim Arme zurückführte. Es war Leonora, das sahe er an allem. „Zwei Worte!“ sagte sie an der Treppe, wo er sich losmachen wollte, und es bedurfte keiner Bitte weiter.

„Was bringst Du mir, Leonora?“ fragte er, als sie neben einander auf dem Sopha saßen.

Sie legte ihren Schleier zurück und sagte; „Nur ein wenig Athem erst! Ich will reden, ich muß. Und jetzt habe ich noch keine Thräne dazu, geschweige ein Wort.“

„Beruhige Dich zuvor. Oder beruhige Dich lieber überhaupt, und laß das Reden. Ich habe keinen Haß für Dich, Leonora.“

„Aber Verachtung! Du verachtest mich tiefer als selbst das Leben. So sagt mir Dein Brief. Er nur gab mir Muth und Kraft hierher zu gehen. Die lebhafte Erinnerung an ihn, fühle ich, giebt mir auch jetzt die Sprache wieder. Glaube mir, nur Gewalt konnte mich zur Gattin des Hofraths machen.“

„Gewalt, wer hätte wagen können?“

„Als ob es keine mächtigere gäbe! Doch mußte auch ihr die Nachricht von Deinem Tode vorausgehen.“

„Von — meinem — Tode?“

„Wohl, wohl! Aber unterbrich mich nicht weiter. Deine Ausrufungen zerreißen allen Zusammenhang in mir, und meiner Erzählung.“

„Gut, ich will mein Erstaunen verbergen. Rede!“

„Gott weiß, wie sehnlich ich auf Nachricht von Dir gewartet hatte, als der Kaufmann, der Dir meine Land-

schaft überbrachte, in unserm Hause erschien.“

„Und kurz zuvor hattest Du keinen Brief erhalten?“

„Keinen Buchstaben. Der Kaufmann, ohne meine Frage nach Dir zu beantworten, verlangte nach der Mutter, und blieb wohl zwei Stunden mit ihr allein. Dann wurde der alte Prediger dazugeholt, welcher nach des Vaters Tode recht oft die kränkelnde Frau besuchte, und auch jetzt des fortgehenden Kaufmanns Stelle ersetzte.“

„Mit Achselzucken eilte der letztre, auf meine nochmalige Frage vorüber, und empfahl sich. Ich ward

sonach auf das Schlimmste vorbereitet, und erfuhr es auch, als der Prediger das Haus verließ, aus dem Munde desselben. Du seyst zum Tode krank, hieß es. Zwei Tage nachher kam der Brief, daß Du gestorben wärest.“

Hier mußte Leonora Rudolfen die Bitte um ruhiges Zuhören wiederholen.

„Mit der Mutter war kaum noch ein Wort zu sprechen. Ich schleppte mein Leben gleichsam in der Vernichtung fort. Karl konnte beinahe allein im ganzen Hause noch ein zusammenhängendes Gespräch führen.“

„Höre einmal, Leonora, sagte die Mutter, die immer kränker wurde,

eines Tages, da ich vor ihrem Bette stand, ich soll ein gutes Wort bei Dir für jemand einlegen. Und für mich auch! setzte sie hinzu. Hörst Du, Leonora?“

„Es war, als ob eine Ahnung, der ich mir selbst nicht bewußt war, jedes Entgegengehen, welches sie zu wünschen schien, mir untersagte. Ich erwartete schweigend, daß sie ausreden sollte.“

„Sie fuhr fort: Ich möchte so gern, ehe ich die Welt verlasse, mein Haus zu einer Familie sich bilden, und die, welche neben einander in unnützer Trennung fortleben, mit einander glücklich sehen. Du seufzest, Leo-

nora; ich glaube, weil Du mich verstanden hast, und die Wahrheit meiner Worte nicht verkennest. Ich will es kurz machen. Karl und ich, wir wünschen beide, daß Du sein Weib werdest.“

„Weil nun hier die Kraft meiner Füße mich verlassen wollte, faßte ich mit der Linken die Lehne eines nahen Stuhls, und die Rechte, welche in der Hand der Mutter lag, drückte diese zugleich ganz wider meinen Willen.“

„Das nahm die Mutter für Zustimmung, überschüttete mich nun mit Schmeichelreden und sagte mir auf tausenderlei Weise, daß sie mich immer für ihr dankbares Kind gehalten hätte;

daß ich ihr durch dies Wort gewis ein Paar Lebensjahre schenkte, und dergleichen mehr. In diesen Augenblicken trat der Hofrath herein. Die Mutter sprach nun von ihrer steten Sorgfalt für mich in allen Dingen, und daß ich diese Sorgfalt erkennte, und wie ich sie erkennte. Karl verstand ihre halben Worte und faßte mich bei der Hand.“

„Es kam mir vor, als wenn ich gestorben wäre, und schlimmer. Ich hätte keine Sylbe gegen das alles vorbringen können, und dafür, o mein Gott!“

„Von diesem Augenblicke an galt ich für Karls Verlobte.“

„Es war nun wirklich als ob die Mutter zusehends besser würde. Mich prieß sie allen Leuten, wie ihre Pflegerin und Retterin. Dennoch mochte sie an meinen rothen Augen eines Tages irre werden, und an dem geringen Eifer, mit dem ich die Anstalten unterstützte, welche sie zu der traurigen Hochzeit traf. Du bereust doch Dein Wort nicht etwa? war ihre Frage, und gleich setzte sie hinzu: Nein, nein, das hieße die Rettnng meines Lebens bereuen, und das vermag die gute Leonora nicht.“

„Das Wort rief alle meine Kraft gegen das empörte Herz auf. Mein Verstand sagte mir sogar, daß ich mir die Erinnerung an Dich nicht besser, und nicht schmerzlicher würde bewah-

ren können, als in einer so unnatürlichen Verbindung. Doch all dieser Trost war zu klein, da mit ihr selbst mein Jammer ins Unendliche stieg, und die Mutter merkte nun wohl, wozu sie mich überredet hatte.“

„Die Krankheit überfiel sie heftiger. Sie konnte nicht mehr aus dem Bette. Drei Monate trieb sie's so, unter innern und äussern Schmerzen, bis sie — es sind vierzehn Tage — mich und meinen Gatten zu sich kommen ließ, um uns ein Geheimnis zu offenbaren.“

„Ich fiel vor ihrem Bette nieder, als sie von Deinem Leben gesprochen hatte, und wie ich wieder zur Besin-

nung gekommen war, fand ich sie schon verschieden. Der Hofrath selbst hatte nichts weiter erfahren, als daß der Prediger, der nach dem Tode des alten an dessen Stelle gekommen war, den Hergang der Sache uns mittheilen würde.“

„Jetzt, Rudolf, kann ich nicht weiter reden, auch ist es nicht nöthig. Derselbe Prediger wird, in Auftrag des Hofraths bald zu Dir kommen. Ich eile nach Hause! Nachmittag aber bin ich wieder hier; denn ich muß wissen, was Du von mir hältst, ehe wir scheiden.“

Rudolf drückte sie fest an seine Brust, wo sie schon gänzlich losgespro-

chen war. Als er aber reden wollte, sagte Leonora:

„Kein Wort jetzt. Erst wisse alles und dann. Nachmittag komme ich wieder!“

Die Post wurde fortgeschickt.

Rudolfen brach das Herz vollends, wie er die arme Gequälte hülflos über die Straße wanken sah, und er rief: „Daß auch ich noch peinlich auf sie einstürmen mußte!“

Der Geistliche kam, ein junger, verständiger Mann. Nur soviel von dem, was Rudolf durch ihn erfuhr. Den Kaufmann hatten Geschäfte ge-

zwungen, seine Rückreise aus Italien sehr zu beschleunigen. War es Religionseifer, oder was sonst, genug er glaubte Rudolfs Glaubensveränderung sogleich der Mutter vertrauen zu müssen, welche darüber ausser sich, mit Zuziehung des alten Geistlichen die Nachricht von Rudolfs Krankheit und Tode erdichteten, und keinen ächten Brief an Leonoren gelangen zu lassen, beschlossen. Der, den Rudolf geschrieben hatte, kam, vielleicht durch Unordnung der Posten, einige Tage später als der Kaufmann, und fiel sonach auch in die unrechten Hände. Der alte Geistliche würde es der Mutter zum schrecklichsten Verbrechen gemacht haben, wenn sie Leonoren ihrer Kirche hätte entreißen lassen. Auch ohnedem hätte die alte Dame zuverlässig alles dagegen aufge-

boten. Der Gedanke, ihrem Lieblinge Karl das gute Mädchen zuzuwenden, mochte vielleicht das Seinige ebenfalls beitragen. Die Hauptsache aber bleibt immer der religiöse Fanatismus; ihr Haß gegen den katholischen Glauben. Rudolf, den sie sonst wirklich von ganzem Herzen geliebt hatte, war ihr Sohn nicht mehr, und der alte Geistliche suchte den Abscheu gegen ihn immer zu verstärken. Der Geistliche starb, und die Dame vertraute sich hierauf dem jungen Manne. Es war zu spät zu einer Aenderung der Sachen, die er ausserdem gerathen haben würde. Er versicherte Rudolfen mit Achselzucken, wie sie noch in den letzten Stunden überzeugt gewesen wäre, daß sie durch die gänzliche Lossagnng von ihrem Sohne die falsche Todesnachricht, und

darauf folgende Rettung des Mädchens aus katholischen Händen, sich den Himmel erworben hätte, wenn auch alle ihre übrigen guten Thaten dazu nicht hinreichen sollten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Geistliche hatte Rudolfen noch manches gesagt, was dessen Muth aufs Höchste trieb. Nur Ein Vorsatz füllte sein Herz, und den, meinte er, von oben empfangen zu haben. Deshalb hielt er's für Verbrechen an das Unzulässige der Ausführung zu denken.

Die ersehnte Leonora kam.

„Du hast Dein Bekenntnis also wirklich geändert?“ dies waren fast ihre ersten Worte.

„Und würde“ antwortete er, „wenn's nicht geschehen wäre, noch jetzt der Religion entsagen, die Dich so erniedrigt hat. Auch Du wirst es; eine stille Forderung Deiner Antonia liegt in dieser.“

„Antoniens?“

„Nur mit Abneigung ergab sie sich dem todten Glauben.“

„O was weißt Du von ihr sonst noch? Sage, sage alles, ehe Du von mir gehest!“

„Von Dir? will ich denn von Dir?“

Er zog sie auf seinen Schoos und preßte sie mit Heftigkeit an sich. Sie

zuckte; sie widerstrebte, und konnte doch nicht hinweg.

„Warum“ fragte Rudolf, „verbirgst Du Dein unschuldiges Gesicht in meinem Busen? Bist Du nicht an Deiner Stelle?“

„Nein!“ stieß sie schwach, doch schnell heraus.

„Was bindet Dich an ihn, außer der Gewalt und dem Worte eines unwürdigen Priesters?“

„Die Folgen jener unglücklichen Hochzeitnacht!“

Das traf Rudolfen durch Mark und Bein. Er machte sich los von

Leonoren, welche beide Hände vor das Gesicht hielt, und ging einigemal hastig auf und ab. Dann warf er sich wieder auf's Sopha neben sie, drückte den Mund auf die Thränen, die zwischen ihren schönen Fingern hervorquollen, und rief gefaßt: „Das eben löset Dich von ihm; besser als sonst etwas. Der Mensch, den meine Leonora unter dem Herzen trägt, muß, vor der Geburt noch, von den Einflüssen der Gemeinheit gerettet werden.“

„Aber wie?“ schluchzte Leonora.

„Was Gewalt band, muß Gewalt zerschneiden. Ich bin der geborne Vater Deiner Kinder. Was er? Wie kam er zu der Kühnheit, Dich in seine kalten Arme zu reißen? Was berech-

tigte ihn, sich zwischen uns und unser Schicksal zu stellen?"

„Nein, Rudolf, nein, laß mich! Ich bin dem Unglück zugesagt auf diesem und auf jenem Wege. Laß mich's da finden, wo das Recht wenigstens mir zur Seite bleibt. Du würdest nicht glücklicher, wenn ich mit Dir ginge."

„Das Recht! Wer wagt das Recht hierüber auszusprechen? Das Rechte wohnt stets in der freien Brust. Wer sich den Bürgerfesseln hingegeben, kann der vom rechten Recht durchdrungen seyn? Kein Wanken, Leonora! Hier ist nur Ein Weg; fort müssen wir!"

Rudolf ging hinaus, um Fuhrwerk zu besorgen, und den Wirth zu bezahlen.

Leonora verging fast vor Jammer. „Er wird sich bald zufrieden geben!“ sagte Rudolf, als er wieder kam.

„Und wenn auch“ rief sie, wenn auch!“

„Und wenn auch nicht!“ sprach Rudolf mit einer Festigkeit, die an Härte grenzte. „Ich darf nicht anders. Ich darf das Schicksal sal nicht betrügen, welches in meine Hand Dein schönes Leben gab, nicht kleinlichen Gebräuchen, von der Welt, der rechtlosen Welt ersonnen, Deine ewigen Rechte aufopfern lassen! Ich selbst bin mir in diesem Augenblicke nichts mehr, als der Auserwählte von oben. Es ist die letzte Probe, die mir aufgelegt wird, ob ich auch würdig sey, Dich zu leiten? Ich werde sie bestehen.“

Leonora bebte vor dem Tone und seiner entscheidenden Miene. Er liebkosete ihr, jedoch ohne Erfolg. Die Qual ihrer Lage hatte all ihre Gedanken an sich gerissen. Er seufzte, daß das Gemeine schon gelungene Versuche an ihr gemacht habe. Aber sein Vorsatz blieb unerschüttert.

Es wurde dunkel, dies war der Zeitpunkt. Er faßte Leonoren an, setzte den Hut auf, und ging mit ihr fort. Die Sachen waren schon weggeschaft. Leonora ließ sich von ihm die Treppe hinab, und über einige Straßen führen. Sie wußte nicht wohin, aber sie sagte kein Wort. Er auch keins. Er war in das Anschauen des Schicksals versunken, das er vor sich herschreiten, und eine wun-

derschöne, unzertrennliche Gestalt im Arme halten sahe. Eine Dreieinigkeit gleichsam: Religion, Kunst und Liebe.

Wie sie bei der Kutsche, die an einer einsamen Ecke stand, angelangt waren, sträubte sich Leonora lebhaft, doch ausser einem leisen Aechzen, ohne Laut. Erst als sie ohnmächtig geworden, vermochte er sie in den Wagen zu legen.

Auf seinem Schoose kam sie wieder zu sich, nachdem sie schon lange die Stadt im Rücken hatten.

Leonora kämpfte jeden aufsteigenden Vorwurf wieder hinunter. Mochten sie ihren Busen zerreißen, dem seinigen

sollten sie nicht weh thun. Sie fuhren die ganze Nacht hindurch.

Während Rudolf glaubte, sie lächle über die heitere Zukunft, welche er mit den schönsten Farben ausschmückte, verhüllte sie schmerzlich in dieses Lächeln den Kummer ihres Gemüths. Er hätte es merken können, daß sie nur in so fern bei ihm war, als sie ihn nicht betrüben wollte, denn sie schien ihren Ring an seinem Finger, der ihr doch so theuer war, noch gar nicht vermißt zu haben. Wenigstens hatte sie noch keine Frage danach gethan. Aber auch sein Geist war bei weitem nicht frei genug um bis zu diesem Schlusse zu gelangen.

Der zweite Tag ging schon zu Ende, und Leonorens Sorge, daß man sie, troß einiger schlauen Vorkehrungen, welche Rudolf getroffen, einholen, und schimpflich zurückbringen werde, hatte noch keinen Grund gefunden.

Bei spätem Abende kamen sie in einem Gasthofe zu H. an. Rudolf mußte hier Leonoren einen Augenblick allein lassen, um für andres Fuhrwerk zu sorgen. Als er sich schon von dem Hause entfernt hatte, blickte er noch einmal zurück, und sah eine weiße Gestalt hineinschreiten, welche ihn auf's lebhafteste an die Erscheinung in Rom erinnerte. Er hielt es indessen für Täuschung, und glaubte überhaupt forteilen zu müssen, um sobald als

möglich wieder zu Leonoren zu kommen. Bei alledem aber verstrich mehr als eine Stunde, ehe er seinen Zweck erreichte, weil es gerade an Pferden mangelte.

Er sah sich bei seiner Zurückkunft überall sorgfältig um; nichts, was der Gestalt geglichen hätte.

Leonora ging eben auf ihr Zimmer zurück, mehr ein Bild des Todes, als eine Lebende. Er fragte, ob ihr sehr bange gewesen sey? Eine stumme Bejahung.

„Aber was ist Dir, Leonora?“

„Die Furcht, die Furcht, weiter nichts!“ ächzte sie.

„Hast Du etwas gesehen?“

„Ich kann nicht reden!“ sagte sie zitternd, und fragte: ob der Wagen bereit stünde?

„Ja, komm, Leonora!“

Sie waren schon die Treppe hinab, als Leonora noch einmal zurück mußte, weil sie etwas liegen gelassen hatte. Rudolf wollte es besorgen, da die Lichter auf der Treppe ausgegangen waren. Aber sie bat, daß er lieber hören möge, was es unten für einen Lärm gäbe, und wankte zurück.

Rudolf nahte sich dem Gezänk. Man sprach von übeln Absichten, von

vornehmen Dieben und dergleichen heftig. Wer die Sprechenden waren, konnte er nicht sehen, denn auch im Hause brannte kein Licht. Der Zank wurde immer lauter und Rudolf sah sich ängstlich nach Leonoren um, weil er gar glaubte, die Reden hätten Beziehung auf ihre Flucht.

Sie kam, sie hing sich an seinen Arm, und es ging in den Wagen. Hier nahm ihr Schluchzen kein Ende. Umsonst wiederholte Rudolf seine Frage, ob sie etwas gesehen hätte? Vergebens suchte er sie zu beruhigen. Alles vergebens. Endlich schlummerte sie ein, aber nur auf eine kurze Zeit.

Gegen Morgen erreichten sie den Gasthof, wohin Rudolf wollte. Er

trug sie aus dem Wagen. Ein Paar Kellner liefen schnell voran, und öfneten ein Zimmer. Rudolf war ausser sich über das, was ihm die Lichter jezt zeigten. Es war nicht Leonora, sondern Valeria, welche bebend in seinen Armen lag.

Ende des ersten Theils.